Märchen
Sagen und Lieder
aus Hessen

herausgegeben

von

Johannes Wilhelm Wolf

Erster Band

Märchen

Erstes Heft

Inhalt: 1) Vom gläsernen Berg und der kupfernen Welt. — 2) Die Zwergschelle. — 3) Die zauberige Nähnadel. — 4) Die Wunderkörbchen. — 5) Die eisernen Stiefel. — 6) Der Hinkelhirt. — 7) Das graue Männchen. — 8) Der Vogel Phönix. — 9) Des Todten Dank. — 10) Der Kaiserssohn und sein Pathe. — 11) Die Leichenfresserin. — 12) Der Traum des Wolfs.

Darmstadt

Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von C. Wenner.

1853.

Märchen Sagen und Lieder aus Heſſen

herausgegeben

von

Johannes Wilhelm Wolf.

I. Band
Märchen

Darmſtadt
Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von C. Beſſer.
1854.

Hausmärchen aus Heſſen

aus dem Munde des Volkes geſammelt

von

Johannes Wilhelm Wolf

yokly

Darmſtadt
Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von Ernſt Bekker.
1851.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Seiner Königlichen Hoheit

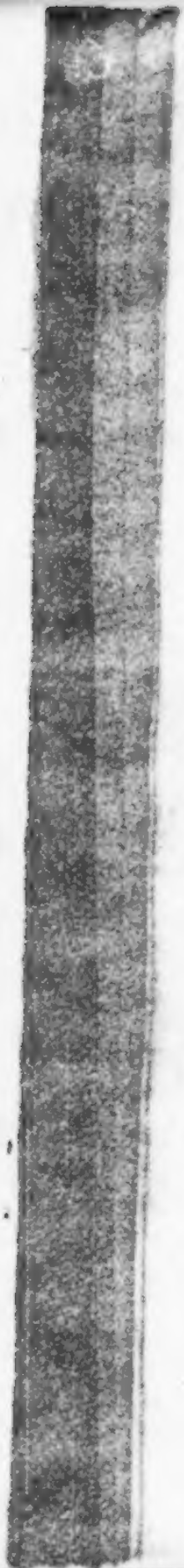
Ludwig III.

Großherzog von Heſſen und bei Rhein

dem erhabenen Förderer Heſſiſcher Geſchichts- und Alterthumskunde

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Herausgeber.



Es kann meine Absicht nicht seyn, mich hier über den Werth des Märchens und der Sage und ihre hohe Bedeutung für die Forschung in unserem Alterthume auszusprechen. Das sind Dinge, die man jetzt endlich bei jedem Gebildeteren als bekannt voraussetzen muß, gegen die höchstens noch ein oder der andere Epigone jener hochmüthigen Aftergelehrten protestirt, die da meinten, es gebe kein Heil für die Wissenschaft, wenn nicht im römischen und griechischen Alterthum, denen eine römische Urnenscherbe oder ein römischer Ziegelstein mehr galt, als unsere ganze deutsche Götterwelt, unsere ganze Rechts- und Sittenkunde.

Ich beschränke mich also hier auf wenige Worte über die Quellen, aus denen ich meine Sammlung

in glücklichen Erholungsstunden vormärzlicher Zeiten geschöpft, und verweise im Uebrigen auf die Anmerkungen, in denen ich mich näher über Inhalt und Werth der einzelnen Stücke ausgesprochen habe.

Das Meiste — die Märchen und Lieder alle, der Sagen größter Theil — ist an Ort und Stelle aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft und zwar auf Ausflügen und Fußwanderungen, die besonders in dem Gebiete des Hessischen Odenwaldes unternommen wurden. Die Heimath des alten Rodensteiners hat in ihren Bergen noch manchen herrlichen Sagen- und Liederschatz vor dem seichten Rationalismus des sogenannten zeitgemäßen Fortschritts gerettet und aufbewahrt. Es zeigt sich darin das tiefe Gemüth und der conservative Sinn der Odenwälder, die leider durch moderne Unsittlichkeit und falschen Liberalismus — jedoch hoffentlich nicht auf lange mehr — materiell und moralisch ruinirt werden.

Eine reiche Quelle war mir die hessische Armee; ich fand bei ihr neben solchen Ueberlieferungen, welche die jungen Leute aus allen Theilen des Landes frisch mitbringen, auch andere, die schon längere Zeit in dem Heere selbst forterben und großen Theils schon

an den Wachtfeuern früherer Campagnen erzählt und gesungen wurden.

Das Uebrige danke ich Freunden, besonders dem bereitwilligen Entgegenkommen Philipp Diefenbach's, des verdienten Forschers in Hessischer Geschichts- und Alterthumskunde, und Weigands, der an der Landesuniversität zu Gießen segensvoll für die Erweckung höherer Liebe zu unserer Vorzeit und ihrer Sprache thätig ist. Beide schenkten mir zahlreiche Beiträge, für welche ich ihnen hiermit herzlichen Dank ausspreche. Ein kleiner Theil der Sagen wurde solchen Büchern entnommen, welche größeren Kreisen weniger zugänglich sind. Alles schon in andern Sammlungen Enthaltene blieb jedoch unberücksichtigt. Dankbar muß ich der Liberalität gedenken, mit welcher mich die Verwaltung der Großherzoglichen Hofbibliothek, besonders die Herren Geheimerath Feder und Dr. Walther, bei der Benutzung gedruckter Quellen unterstützten. —

Was die örtlichen Grenzen dieser Sammlung betrifft, so glaubte ich, das ganze Hessenland umfassen zu müssen. Aus dem Churfürstenthum kann

ich bis jetzt nur Weniges bieten, doch haben ja die Brüder Grimm dort eine reiche Ernte gehalten.

Der Ton ist besonders in den Märchen ein sehr verschiedener, da ich bei den Beiträgen meiner Freunde nicht an eine Ueber- oder Umarbeitung zu denken wagte, und bei den von mir niedergeschriebenen Stücken mehr auf treue Wiedergabe des Erzählten als auf schöne Darstellung sah. In dieser Beziehung muß ich viele meiner Leser um Nachsicht bitten.

Möge, was in treuer Liebe und Sorgfalt gesammelt wurde, mit gleicher Liebe aufgenommen werden, möge besonders in Hessen, wo noch so viel zu retten ist, sich Mancher aufgefordert fühlen, sich mir anzuschließen oder mir zu folgen.

Darmstadt, den 1. Februar 1851.

Der Herausgeber.

Hausmärchen.

1.

Vom gläsernen Berg und der finsteren Welt.

Es war einmal ein Jägerbursch, der ging auf die Jagd und kam an einen See, worauf ein wunderschöner Schwan war. Er legte an, um ihn zu schießen, da rief eine Stimme: schieß nicht, sonst kostet es dich dein Leben! Er setzte ab und legte wieder an, da rief die Stimme wie vorher: schieß nicht, sonst kostet es dich dein Leben! Der Jäger setzte abermals ab, schlug aber dann zum drittenmale seine Buchse an und dachte: diesmal schieß ich drauf, mag rufen wer da will! Da schwamm auf einmal statt des Schwanes eine wunderschöne Jungfrau auf dem Wasser, die sprach zu ihm: du wirst mich erlösen und glücklich sein, wenn du ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunser für mich betest und nie von meiner Schönheit sprichst. So sprach sie und verschwand; der Jägerbursch aber ging freudig heim und lebte wie zuvor, nur daß er alle Sonntage ein Vaterunser für die Schwanenjungfer sprach.

Als das Jahr beinahe herum war, geschah es, daß der König von Frankreich ein großes Vogelschießen hielt, wobei der beste Schütze die Königstochter von Frankreich als Preis erhalten sollte. Alle Jäger im ganzen Lande kamen natürlich dazu und der Jägerbursch auch. Der schoß aber dem Vogel mitten ins Herz hinein, und weil ihm Keiner den Schuß nachthun konnte, ward er zum Sieger erklärt und sollte die Prinzessin heirathen. Nun kam er in große Verlegenheit und sagte: das könne er nicht, er wolle das Glück einem Andern zukommen lassen. Als aber der König heftig in ihn drang, daß er sagen solle, warum er so hohe Ehre verschmähe, da vergaß er sich und sprach: er habe schon eine Braut, die sei wohl noch

tausendmal schöner, als die Königstochter von Frankreich. Die Rede war aber kaum seinem Mund entfahren, so stand auch schon die Schwanenjungfrau vor ihm, schaute ihn traurig an und sprach:

Hättest du meine Schönheit nicht gesagt,
So hättest du mich erlöset;
Jetzt mußt du mich suchen im gläsernen Berg.

Da schnürte der Jägerbursch sein Bündel und zog aus, um den gläsernen Berg zu suchen. Er war schon lang, lang unterwegs, da gelangte er eines Tages in einen dunklen Wald, in dem wanderte er drei Tage lang herum, bis er endlich an eine Mühle kam. Aus der Mühle trat alsbald ein Mann und sprach: er wäre der Müller vom gläsernen Berg und hätte jetzt schon seit siebenhundert Jahren keinen Menschen in diesem Walde gesehen. Wenn du der Müller vom gläsernen Berg bist, sprach der Jägerbursch, so mußt du mir auch sagen können, wie ich in den Berg gelangen mag. Er könne auf seinem Geisbock hinreiten, sprach der Müller, holte das Thier herbei und sattelte es. Der Jägerbursche setzte sich drauf, und fort ging es über Stock und Stein bis vor den gläsernen Berg, da setzte der Bock seinen Reiter ab und lief wieder heim. Vor dem gläsernen Berg aber war eine helle und frische Quelle und weil der Jägerbursch von dem langen Ritte Durst bekommen hatte, so dachte er: du kannst erst ein Mal trinken, ehe du in den Berg hineingehst. Er schöpfte sich Wasser mit seinem Trinkhorn, da rief eine Stimme: trink nicht, oder es kostet dich dein Leben! er aber konnte sich nicht enthalten und trank doch; da fiel er um und schlief ein. Als er nun so da lag, stand auf einmal die Schwanenfrau neben ihm, zog seinen Hirschfänger heraus und wollte ihn todtstechen. Sie hatte ihm die kalte Spitze schon aufs Herz gesetzt, da hielt sie ein, wurde mitleidig und dachte: er kann mich doch vielleicht noch erlösen. Und sie verschwand wieder, vorher aber hatte sie auf die Hirschfängerscheide also geschrieben:

Hätteſt du nicht von dem Waſſer getrunken,
So hätteſt du mich erlöſen können,
Jetzt mußt du mich ſuchen in der finſtern Welt.

Als der Jäger aufwachte, war kein gläſerner Berg mehr zu ſehen weit und breit. Als er aber auf ſeinem Hirſchfänger die Schrift gefunden und geleſen hatte, fiel ihm ſein Leichtſinn ſchwer aufs Herz; er machte ſich friſch auf den Weg und beſchloß nicht eher zu ruhen, als bis er die finſtere Welt gefunden hätte.

Als er lang, lang herumgewandert war, kam er eines Tages wieder in einen großen dunkeln Wald und in dem Wald an eine Mühle. Da trat ein Mann heraus und ſprach, er wäre der Müller von der finſtern Welt und hätte jetzt ſchon ſiebenhundert Jahre lang Niemanden in dieſem Walde geſehen. Wenn du der Müller von der finſteren Welt biſt, ſprach der Jägerburſch, ſo mußt du mir auch ſagen können, wie ich dahin gelangen mag. Morgen kommt der Vogel Greif, erwiederte der Müller, er holt ein Faß voll Mehl für die finſtere Welt und mag dich mitnehmen. Des andern Tages ſetzte ſich der Jäger in das Faß unter das Mehl, der Vogel Greif aber kam geflogen und nahm alles mit. Er flog weit, weit damit fort und ſtellte es erſt in der finſtern Welt wieder hin. Da ſchnitt ſich der Jäger mit ſeinem Hirſchfänger ein Loch in die Faßwe[illegible] und kroch heraus. Nun war es um ihn herum ſo dunkel wie in einem Sack, in der Nähe hörte er aber ein Waſſer rauſchen. Er kroch dem Geräuſch nach und kam endlich an eine Brücke, und als er über der Brücke war, ſah er in der Ferne ein Licht und ging darauf zu. Nachdem er ein gutes Stück gegangen war, gelangte er in ein Thal, worinnen zwei Frauen herumwandelten, von denen die Eine das Licht in der Hand hatte, und als er nahe zu ihnen kam, ſo war es die Schwanenprinzeſſin, die ging mit einer Kammerjungfer umher und las dürres Holz zuſammen.

Als ſie den Jägerburſchen ſah, freute ſie ſich gar ſehr und nahm ihn mit ſich fort in ihre Schlafkammer. Hier ſtellte ſie

ihn unter das Bett und hieß ihn ruhig liegen bleiben. Sie müsse jetzt zu der Musik, sagte sie, aber um eilf Uhr würde sie wiederkommen und zu Bette gehn. Dann solle er hervor kommen und sich zu ihr legen und fest und ruhig liegen bleiben, was auch geschehen möchte. Dem Jägerburschen wurde die Zeit gar lang unter dem Bette; endlich kam die Prinzessin von der Musik nach Haus und stieg hinein. Da kroch er hervor und legte sich zu ihr. Das hatte er aber kaum gethan, so kamen die Geister von der finsteren Welt herein und fingen an, ihn zu schlagen und zu stechen und zu quälen auf alle Art. Er blieb jedoch ruhig und fest liegen, so hart es ihm ankam. Mit dem Schlag Zwölf war Alles verschwunden und da lobte ihn die Prinzessin über seine Standhaftigkeit und bestrich ihn mit einer Wundersalbe, daß ihm kein Finger mehr wehe that; dann gab sie ihm zu essen und zu trinken und hieß ihn wieder hinabkriechen unter das Bett. Hier mußte er liegen bleiben bis die andere Nacht um eilf Uhr. Da kam die Prinzessin wieder von der Musik nach Haus und stieg ins Bette, er aber that wie die Nacht zuvor. Diesmal mißhandelten ihn die Geister noch ärger, zuletzt aber brachten sie einen Kessel voll siedenden Oeles vors Bett und wollten ihn hineinwerfen. Als sie ihn aber gerade anpackten, schlug es Zwölf und sie mußten fort. Die Prinzessin bestrich ihn mit der Wundersalbe und stärkte ihn mit Speis und Trank, dann mußte er aber wieder unters Bett. In der dritten Nacht trieben es die Geister am allerschlimmsten. Sie zerhieben und zerschnitten ihn, daß an seinem ganzen Körper keine heile Stelle mehr war und zuletzt, als Alles nichts half, brachten sie einen ungeheuren Galgen herein und wollten ihn daran aufhängen. Als sie ihn aber nun faßten, um ihn vom Bette aufzuheben, schlug es Zwölf, und damit war es mit ihrem Treiben ein für alle Male zu Ende, der Jägerbursch und die Schwanenprinzeß standen aber mit einem Schlage im Freien und im Hellen. Sie bestrich ihn wieder mit der Wundersalbe, daß er ge-

sunder ward als zuvor, dann heirathete er sie und zog mit ihr gen Frankreich an des Königs Hof. Da mußte der König selber gestehen, daß sie schöner sei als seine Tochter.

2.
Die Zwerchpfeife.

Es war einmal ein König, der seine Freude an schönen Soldaten hatte. Unter seinen Truppen war aber ein besonders großer und schöner Mann, den er so hoch hielt, daß er ihn nie auch nur einen Tag in Urlaub lassen wollte; dagegen gab er ihm Geld und Essen, so viel er verlangte. Das gefiel dem Soldaten nicht übel, aber er zechte und verschwendete so über alle Maßen, daß die Schatzkammer des Königs in Zeit von einem halben Jahr kaum noch sechs Batzen übrig behielt. Da sah der König ein, daß dies nicht länger so gehn könnte und daß er dabei zum armen Mann würde. Er gab dem Soldaten seinen Abschied und dazu einiges Reisegeld, was die alte Königin ihm borgen mußte, und einen Paß. Aber da der Soldat nicht sehr ans Sparen dachte, so war das Geld weg ehe er sich's versah, und er fand, als er seinen Sack umkehrte, nur noch ein kahles Sechskreuzerstück darin. Indem er nun so dahin schlenderte auf der Landstraße, kamen zwei Reisende desselben Wegs und die hatten auch zufällig kein Geld mehr. Da sprach der Eine: da vor uns geht ein Soldat, vielleicht hat der noch etwas übrig. Wir wollen einmal sehen, ob er uns etwas giebt. Sagt's und ging zu dem Soldaten und sprach: sie wären arme Reisende, ob er ihnen nicht etwas schenken wollte. Hätt' ich selber was!

antwortete ihm der Soldat, da iſt mein letztes Sechskreuzerſtück; aber komm, wir wollen's theilen. Das thaten ſie in der nächſten Ortſchaft, blieben des Tags zuſammen und ſchliefen auch zuſammen in einer Herberge. Als der Soldat am andern Morgen von ſeinen beiden Reiſekameraden Abſchied nehmen wollte, ſprach der Eine: weil du ein ſo gutes Herz haſt, ſo wähle dir drei Dinge und du haſt ſie. Das gefiel dem Soldaten wohl und er rief luſtig: Dann wähle ich mir vor Allem eine große Bärenmütze, wie die Grenadiere ſie tragen, und ein Gewehr. Zweitens einen Torniſter mit Bandelier und ſchönen Hoſen. Drittens ein Paar ſchöne Stiefel mit Sporen. Das ſollſt du haben, ſprach der Andre, aber deſſen Geſell ärgerte ſich, daß der Soldat nichts Beſſeres begehrte und gab ihm noch eine Zwerchpfeife dazu, welche die Eigenſchaft hatte, daß Alles tanzen mußte, wenn man ſie blies. Dann nahmen ſie Abſchied und jeder ging ſeines Weges. Der Soldat kam nach langem Wandern in ein Königreich, wo das Betteln und Rechten bei Todesſtrafe verboten war. Er that es dennoch und wurde feſtgenommen und in's Gefängniß geſetzt, doch das machte ihm keinen Kummer weil er dachte, das werde nicht lange dauern. Und diesmal hatte er ſich nicht verrechnet. Es war nämlich ein verwünſchtes Schloß in der Stadt, worin noch Niemand eine Nacht überlebt hatte. Der König hätte es aber zu gern bewohnt; darum ließ er den Soldaten vor ſich führen und ſprach zu ihm: höre, ich will dir was ſagen: wenn du in dem verwünſchten Schloſſe ſchläfſt und mir die Geiſter heraustreibſt, dann ſollſt du nicht nur frei ſein, ſondern ich gebe dir auch noch meine Tochter zur Frau. — Herr König, damit bin ich zufrieden, ſprach der Soldat, wenn ihr mir nur gut Eſſen und Trinken mitgeben wollt. Daran ſoll's nicht fehlen, antwortete der König. Auch guten Tabak und eine Pfeife muß ich haben, ſprach der Soldat, und der König verſprach ihm das gleichfalls.

Abends wurde der Soldat in das Schloß geführt und die Thür hinter ihm geſchloſſen, nachdem man ihm Eſſen, Wein,

Taback, eine Pfeife und Feuerzeug hinein gestellt hatte. Er ließ sich's gut sein, aß und trank nach Herzenslust und dann setzte er sich in einen Sessel und schmauchte, daß es eine Art hatte. Gegen Mitternacht that es einen gräulichen Schlag, die Thür fuhr auf und ein Teufel mit langem Schwanz und großen Hörnern sprang herein. Aha, du bist ja ein munterer Kerl, sprach der Soldat. Wart' ich will dir eins aufspielen. Damit setzte er seine Zwerchpfeife an und blies ein Stuckchen nach dem andern und der Teufel tanzte wie besessen, daß seine Hörner an die Decke stießen und sein Schwanz die Stube fegte, bis der dicke weiße Schaum auf ihm stand. Da fing er an zu jammern und rief: ich thue dir ja nichts, höre nur in's drei Teufels Namen auf zu pfeifen! — Noch nicht genug gesprungen, rief der Soldat. Immer weiter herum' Und da sprang der arme Teufel wieder, bis er vor Müdigkeit hing, wie ein nasser Lumpen, so daß er meinte, er tanze sich die Seele aus dem Leibe, und daß der Schaum von ihm herunterlief und handhoch im Zimmer stand. Nun rief er wieder mit schwacher Stimme: Höre jetzt auf, ich kann nicht mehr; ich will ja nie wieder in das Schloß kommen. Dann marsch zum Fenster hinaus, sprach der Soldat und gab ihm einen Auftritt, daß er wenigstens fünfzig Schritt weit hinaus flog. Darauf machte er das Fenster zu und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen kam der König, um nachzusehn, wie es dem Soldaten gehe. Er dachte, dem wurde es ergangen sein, wie allen anderen, die vor ihm in dem Schloß geschlafen hatten; doch er fand ihn im Bett, wo er aus allen Tonarten schnarchte. Da war keiner vergnügter, als der König. Er weckte den Soldaten, nahm ihn mit sich in sein Schloß und ließ gleich die Hochzeit halten. Niemand war froher, als der Soldat, der jetzt in Saus und Braus lebte bis sein Sterbestundchen kam. Da befahl er der Prinzessin, daß sie ihn mit seiner Montur und seinem Tornister begraben lassen solle. Die dachte aber, das schicke sich nicht für einen Prinzen und ließ ihn in schöner

Uniform mit Orden und Sternen begraben. Doch da fing der Soldat an zu ſpuken und kam jede Nacht an das Bett der Prinzeſſin und rief: ich will meinen Torniſter! ich will meinen Torniſter! In dem Torniſter lag nämlich ſeine Zwerchpfeife und er ruhte nicht eher, bis er dieſelbe hatte. Dann ging er vor die Himmelsthür und klopfte an. Sankt Peter ſchaute durch ein Fenſterchen neben dem Thor, zu ſehen, wer da ſei. Als er aber den Soldaten erblickte rief er: Marſch weg, hier darfſt du nicht herein! Warum haſt du dir damals nicht ſtatt der Mentur die himmliſche Seeligkeit erbeten? Jetzt ſieh, wo du unterkommſt. Wenn's nicht anders iſt, auch gut, ſprach der Soldat und wanderte wohlgemuth der Hölle zu. Da kam ihm eine Menge von Teufeln entgegen, aber er hatte keine Furcht, ſondern pfiff luſtig auf ſeiner Zwerchpfeife und ging ſo in die Hölle hinein. Da mußten nun alle Teufel tanzen, was gar poſſierlich zu ſehn war, den Teufeln aber ſo wenig gefiel, daß ſie alle heulten und ſchrieen, er möge doch aufhören. Ja wohl ich höre auf, ſprach er, wenn ihr mir's ſchriftlich gebt, daß ihr mich zum Oberſten in der Hölle macht. Das wollen wir ja gern! das wollen wir ja gern! ſchrien die Teufel und ſetzten alsbald ſeine Ernennung als Oberſt auf. So bekam er eine gute Anſtellung in der Hölle und wenn er nicht abgeſetzt worden iſt, dann hat er ſie noch.

3.

Die gutherzige Köchin.

Es war einmal ein Schäfer, der hutete ſeine Schafe Tag für Tag auf einer Wieſe vor einem verherten Walde, in den er ſich nie zu gehen getraute. Eines Tags war ihm ſeine Pfeife ausgegangen, und da er Feuer ſchlagen wollte, merkte er, daß er ſeinen Stahl verloren hatte. Zugleich ſah er, daß vor ihm der ganze Wald in Flammen ſtand. Nach Hauſe laufen konnte er nicht und Feuer mußte er haben, alſo faßte er ſich ein Herz und ging auf den Brand zu, um ſich ſeine Pfeife anzuſtecken. Er war aber kaum daran, ſo hörte er ſich ganz aus der Nähe bei Namen rufen. Er blieb ſtehen und ſah ſich um, da rief es noch einmal, es war aber Niemand da. Endlich, als es zum dritten Male rief, ſah er vor ſich auf der Erde eine große Schlange, die kam aus dem Feuer hergekrochen und ſagte, ſie wolle ihn glücklich machen auf ſein Lebtag, wenn er mit ihr in den Wald gehen wolle. Der Schäfer war ein armer Kerl und ſagte ja. Nun kroch das Gewürm vor ihm her, gerade in den Wald hinein; das Feuer war fort, denn es war nur ein Blendwerk geweſen, um ihn anzulocken. Sie kamen immer tiefer in den Forſt hinein, endlich hielt die Schlange bei einem Haſelbuſch und hieß ihn eine Gerte brechen. Als er es gethan hatte, kroch ſie wieder vorwärts, und der Wald ward immer dichter und dunkler. Sie kamen noch an zwei andere Haſelbüſche: bei jedem hieß ihn die Schlange ſtill halten und eine Gerte brechen, und an jede Gerte mußte er ſich ein beſonderes Zeichen machen, um ſie nicht mit den andern zu verwechſeln. Endlich, als der Wald ſo dicht war, daß man faſt nicht mehr hindurch konnte, und der Schäfer ſo müd, daß ihn die Beine nicht mehr tragen

wollten, ſtanden ſie vor einem hohen Schloß mit einem großen ſtarken Thor. Da hieß ihn die Schlange mit der erſten Gerte dawiderſchlagen, und alsbald ſprang es auf. Sie kamen durch einen langen dunklen Gang in einen Hof, darin ſtand ein anderes Schloß mit einem noch ſtärkeren Thor. Er mußte mit der zweiten Gerte dawiderſchlagen, und es ging wieder durch einen dunklen Gang in einen ſchönen Hof, worin ein Schloß mit einem noch viel ſtärkeren Thor ſtand. Das mußte er mit der dritten Gerte aufmachen. Jetzt führte ihn die Schlange treppauf, treppab, bis in ein wunderſchönes Zimmer. Dein Glück iſt halb vollbracht, ſprach ſie, um es ganz zu vollbringen, mußt du ſieben Jahr lang hier in dieſer Kammer bleiben und nicht vor die Thür gehen. Auf deinem Tiſch wirſt du immer Alles finden, was du nur brauchen und wünſchen kannſt. Das Geſchirr von deinem Eſſen und Alles, was du nicht bei dir behalten willſt, mußt du zum Fenſter hinauswerfen, nie aber darfſt du nachſehen, wo es hinfällt. Als ſie das geſagt hatte, machte ſie ſich fort zur Thür hinaus und der Schäfer wünſchte ſich gleich einen ganzen Tiſch voll Eſſen und Trinken. Er aß und trank ſich ſatt und warf dann das Geſchirr zum Fenſter hinaus, kümmerte ſich auch ſehr wenig darum, wo es hinfiel. So lebte er fort bei drei Jahre, da war die Langeweile ſo groß geworden, daß er gar nicht mehr wußte, was er nur thun ſollte. Er fing an ſich Gedanken darüber zu machen, was für ein großer Haufen von zerbrochnem Geſchirr wohl jetzt unter ſeinem Fenſter liegen müſſe. Zuletzt konnte er ſich nicht mehr enthalten, und als er wieder einen Pack Teller hinunter geworfen hatte, legte er ſich hinaus und ſchaute hinab. Da ſah er freilich ſeinen Geſchirrhaufen, wohl aber einen ganzen Hof voll großer Thiere, eines immer ſeltſamer und erſchrecklicher anzuſehen als das andere, welche die Teller und Schüſſeln mit den Mäulern auffingen und fortſchleppten. Er machte ſchnell das Fenſter zu, doch da klopfte es ſchon an der Thür und ob er gleich nicht „herein“ ſagte, ſo kam die Schlange

doch und war sehr bös und sagte, jetzt hätte er die Wahl, ob er gleich auf der Stelle sterben oder die sieben Jahre noch einmal von Vornen anfangen wolle. In seiner Angst versprach er's gern und war nur froh, daß er das Leben behalten sollte. Da er jetzt wußte, wo das Geschirr hinkam, kam er in keine Versuchung mehr, zum Fenster hinaus zu seh'n, und so hielt er denn die sieben Jahre richtig aus. Als die Zeit um war, klopfte es wieder. Diesmal rief er herzhaft: herein! die Thür ging auf und herein kam ein König mit einer goldnen Krone und hinter ihm sein ganzer Hofstaat. Das waren alle die häßlichen Thiere, die seine Teller fortgetragen hatten und jetzt erlöst waren. Sie bedankten sich gar sehr bei ihm, der König aber sprach: ‚Nun kannst du unter drei Stücken dir eines wählen, das du willst. Willst du ein goldnes Hemd, oder ein eisernes Schwert oder eine goldne Krone? Das eiserne Schwert! rief der Schäfer, und der König sagte: Du hast zu meinem und zu deinem Vortheil gewählt. Hättest du die Krone verlangt, so wärst du statt meiner König geworden; hättest du das Hemd verlangt, so hätte es mir und dir Nichts genützt. So aber bist du durch das Schwert unüberwindlich gemacht, und ich ernenne dich zu meinem obersten General.

Der König konnte auch einen guten General brauchen, denn sein Nachbarkönig sah kaum, daß er wieder erlöst war, so fing er auch schon Krieg mit ihm an. Das war aber sein eigner Schaden, denn er durfte soviel Soldaten hinausschicken, als er nur wollte, der Schäfer mit seinem Zauberschwert schlug sie alle todt. Der fremde König hatte aber eine gar kluge Tochter, der klagte er seine Noth, und das Mägdlein sagte: er solle sie nur gehen lassen, sie wolle es schon machen. Als es dunkel wurde, lief sie hinüber in das feindliche Lager und ließ sich fangen, und als sie vor den obersten General gebracht wurde, verliebte sich der gleich so in sie, daß er sie nicht mehr von sich ließ und sie mit sich in sein Zelt nahm. Die Nacht aber, als er schlief, stand die falsche Prinzessin auf, nahm sein Schwert

das an der Zeltwand hing und lief damit hinüber zu ihrem Vater. Des andern Tages wurde das ganze Heer des Schäfers todtgeschlagen und er selber gefangen vor den feindlichen König gebracht. Der ließ ihn mit dem Beil zerhacken und packte die Stücke in eine Schachtel; die schickte er seinem Nachbar und ließ ihm einen schönen Gruß sagen: da hätte er seinen General! Da gab es großes Wehklagen im ganzen Lande, der König aber gab die Hoffnung nicht auf, er ließ die ganze Zaubererzunft zusammenkommen und befahl ihnen, den General wieder zusammen zu setzen. Da legten die Zauber-Gesellen die Stücke auf einem Tisch zurecht, setzten sie aneinander und bestrichen sie mit Wundersalbe, daß sie wieder zusammenwuchsen. Nun war der General fertig bis auf das Leben, und das gab ihm der Zaubermeister. Zugleich schenkte er ihm die Gabe, sich zu verwandeln in was er wollte. Das war dem Schäfer recht. Er verwandelte sich in ein wunderschönes Pferd und ließ sich von einem Juden in das feindliche Land führen. Bald sprach Alles von dem schönen Pferde; der König sagte, das dürfe Niemand haben, als er, und kaufte es dem Juden für schweres Geld ab. Als aber das Thier im Stalle stand und des Königs kluge Tochter es besehen hatte, sprach sie zu ihrem Vater: das Pferd kann ich nicht dulden, der Schinder muß ihm den Kopf abhacken! Das hörte des Königs Köchin, die war dem schönen Thiere gut und ging zu ihm in den Stall und streichelte es und sprach dabei: wie dauerst du mich, daß du sterben mußt, der Schinder wird kommen und dir den Kopf abhacken. Da hob das Pferd seinen Kopf in die Höhe und sprach: wenn mir der Schinder den Kopf abhackt, so sollen drei Tropfen Blut an deine Schürze springen, die mußt du mir zu liebe unter die Dachtraufe vergraben, es soll dir nicht vergessen sein. Wie das Pferd gesprochen, so geschah es; die Köchin begrub die Schürze mit den drei Blutstropfen unter der Dachtraufe, und des andern Morgens war ein wunderschöner Weißkirschbaum voll der schönsten Kirschen daraus hervorgewachsen. Als die Prinzessin aus ihrem

Schlafgemach herunter kam, ſah ſie den Baum. Da ging ſie zu ihrem Vater und ſprach: den Baum im Hofe leid' ich nicht, der Zimmermann muß kommen und ihn mit dem Beil umhauen. Die Köchin hatte es aber wieder gehört und ging hinab und ſprach: ach armer Baum, du thuſt mir leid, der Zimmermann ſoll kommen und dich mit dem Beil umhauen. Da ſprach der Baum: und wenn der Zimmermann kommt, und mich mit dem Beil umhaut, ſo mußt du mir zu lieb drei Spähne von mir nehmen und ſie in den Teich der Prinzeſſin werfen. Wie der Baum geſprochen, ſo geſchah es; die Köchin warf die drei Spähne in den Teich der Prinzeſſin, und des andern Morgens ſchwammen drei goldene Enten darauf. Als die kluge Königstochter in den Garten kam und die Enten ſah, ſo ſprach ſie: die Enten leid' ich nicht. Sie nahm ihren Bogen und ſchoß zweie davon todt, die dritte aber gefiel ihr ſo gut, daß ſie ſich in einen Kahn ſetzte und ihr nachruderte, bis ſie ſie gefangen hatte. Des Abends nahm ſie die Ente mit in ihre Schlafkammer, wo auch das geſtohlne Schwert an der Wand hing, aber um Mitternacht packte die Ente das Schwert auf und flog damit fort bis in das Nachbarland. Da wurde ſie wieder zum General, der ging zu ſeinem König und zeigte ihm das wiedergefundne Schwert. Nun gab es große Freude im Schloß und des andern Tags zog der Schäfer wieder ſiegreich gegen den Feind. Als die feindlichen Soldaten alle todt waren, eroberte er die Hauptſtadt und machte den König mit ſeiner ganzen Familie auch todt, die gute Köchin aber nahm er zur Frau und ſie waren König und Königin und hielten gute Nachbarſchaft mit dem andern König und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heut' noch.

4.

Die Mandelkörbchen.

Es war ein König, der hatte eine kranke Tochter und die Aerzte sagten, sie könne nicht gerettet werden, wenn sie nicht ein Körbchen voll schöner, frischer Mandeln äße. Da ließ der König überall ausrufen, wer seiner Tochter frische Mandeln brächte und sie vom Tode rettete, der solle sie zur Gemahlin haben. Es war aber nur ein Mann im Reich, der einen Mandelbaum besaß und der Mann hatte drei Söhne. Als er von dem Gebot des Königs hörte, ging er zu dem Baum, brach ein Körbchen voll frischer Mandeln ab und gab es seinem ältesten Sohn, daß der es in das Schloß des Königs trage. Der nahm es und ging der Stadt zu. Unterwegs begegnete ihm ein graues Männchen, das frug ihn: was hast du in deinem Körbchen? Nichts, sagte der Junge und das Männchen sprach: Ist es nichts, dann bleibt es nichts. Der Junge lachte und ging weiter und kam in das Schloß zum König und gab ihm das Körbchen, das mit einem reinen, weißen Tüchlein verdeckt war. Mein Vater läßt grüßen und hier wären die Mandeln für die Königstochter, sprach er und der König war über die Maßen froh und deckte das Tüchlein auf — aber das Körbchen war leer. Da wurde der König blitzböse und warf den Jungen vor die Thüre und ließ ihm von seinem Kammerdiener fünfundzwanzig überzählen. Damit konnte er nach Hause gehn, als er aber heimkam, da gab ihm sein Vater noch einmal fünfundzwanzig, so daß er im Ganzen fünfzig hatte und die Mandeln und das Männchen und den König in Grund und Boden hinein verwünschte. Das war auch ein schlechter Botenlohn.

Am andern Morgen sprach der zweite Sohn, er wolle es schon besser machen, und der Vater füllte ihm das Körbchen mit Mandeln und er zog ab. Nicht weit von der Stadt kam das

graue Männchen auch zu ihm und frug: was haſt du in deinem Körbchen? Nichts! ſagte der Junge unwirſch, und das Männchen ſprach: Gut, dann ſollſt du auch nichts haben. Der Junge ſpottete dem Männchen nach und lachte und ging in die Stadt zum König und bot ihm das Körbchen mit dem weißen Tüchelchen verdeckt, indem er ſagte: einen ſchönen Gruß vom Vater an den Herrn König und hier wären die Mandeln für die Jungfer Prinzeſſin. Laß einmal ſehn, ſagte der König und hob das Tüchlein auf — und das Körbchen war leer. Was? rief der König, willſt du mich auch zum Narren halten? wart, du ſollſt lernen, was friſche Mandeln ſind! Und er ließ den Kammerdiener kommen und der gab dem Jungen fünfzig Mandeln um die Ohren, aber die waren ſo bitter, daß ſie ihm das Waſſer in die Augen trieben. Wie ſchmecken die? frug der König. Schlecht! rief der Junge und lief nach Haus, und da kriegte er von ſeinem Vater noch fünfzig dazu. Das machte zuſammen hundert und war ihm mehr als zuviel.

Der Jüngſte war zwar nicht ſo ſchön von Angeſicht, wie ſeine zwei Brüder, doch er hatte ein Herz, das war um ſo viel ſchöner. Der ſprach am andern Morgen, er wolle es auch verſuchen mit den Mandeln, vielleicht habe er mehr Glück. Thu's, ſprach der Vater, aber wenn du wieder kommſt, wie deine Brüder, dann ſchlag ich dich butterweich. In Gottes Namen, ſprach der Jüngſte und der Vater machte ihm ein Körbchen voll Mandeln zurecht und legte ein weiß Tüchlein drauf und der Junge machte ſich auf den Weg. Bald begegnete ihm das Männchen und frug ihn, was er in dem Körbchen habe? Mandeln für die Königstochter, ſprach er. Willſt du vielleicht ein paar haben, es kommt nicht darauf an, denn ich habe doch genug. Ich danke dir, ſprach das graue Männchen. Weil du aber ſo gut biſt, ſo will ich dich belohnen. Wenn du mit dieſem Pfeifchen pfeifſt, dann haſt du Alles, was dein Herz begehrt. Mit den Worten reichte das Männchen ihm ein Pfeifchen und fort war's.

Der Junge ging jetzt in die Stadt und grade auf das Schloß zu und zum König. Einen schönen Gruß vom Vater und hier wären die Mandeln, womit ich die Prinzessin erwerben kann, sprach er und bot dem König sein Körbchen. Der König deckte es auf und da lagen die schönsten Mandeln drin, die man mit Augen sehen kann und lachten ihn ordentlich an. Er ging gleich damit zur Prinzessin und kaum hatte sie eine gegessen, da wurde ihr schon wohler und als sie drei gegessen hatte, da war sie schon halb gesund. Jetzt wollte der Jüngste sie auch zur Frau haben, aber der König sprach: nein, noch nicht, du mußt erst drei Aufgaben erfüllen, wenn du das vollbringst, dann ist die Hochzeit. Das sagte er aber, weil ihm der Jüngling als Schwiegersohn nicht gefiel. Dieser frug, was das sei? Da sprach der König: draußen steht ein Maaß Hirsen, die lasse ich jetzt säen und du mußt bis morgen alle Körner zusammen lesen, so daß das Maaß wieder ganz voll ist. Das betrübte den Jüngling Anfangs, doch er erinnerte sich bald seines Pfeifchens und dachte, das müsse ihn retten. Er ließ den Hirsen ruhig säen, setzte sich auf den Acker und pfiff. Da krabbelte ihm etwas am Bein, das war der Ameisenkönig und der sprach: was befiehlst du, daß ich thun soll? Sei so gut und lies die Hirsen zusammen, sprach der Jüngling, und da ertheilte der Ameisenkönig seine Befehle und ehe es Abend wurde, war das Maaß Hirsen wieder voll, so daß kein Körnchen daran fehlte.

Das ärgerte den König, darum machte er die zweite Aufgabe viel schwerer. Er ging mit dem Jüngling an's Meer und warf einen Schlüssel hinein, wo es gerade am allertiefsten war. Den Schlüssel sollst du mir wiederschaffen! sprach er zum Jüngling; und wenn du das nicht kannst, dann bekommst du meine Tochter nicht. Ich will sehn, ob ich's kann, sprach der Jüngling, und setzte sich an's Meer, und als es Abend war, da pfiff er auf seinem Pfeifchen. Alsbald regte sich's im Wasser und ein Fisch mit einer Krone auf dem Kopf schaute aus

dem Waſſer und ſprach: Ich bin der Fiſchkönig, was befiehlſt du, das ich thun ſoll? Sei ſo gut und laß mir den Schluſſel holen, den der König in's Meer geworfen hat, ſprach der Jüngling. Da ließ der König alle Fiſche zuſammen kommen und gab ihnen auf, den Schluſſel zu ſuchen, und wer ihn brächte, der bekäme ein gutes Trinkgeld. In einem Augenblicke ſchoſſen die Fiſche auseinander und bald kam einer aus der tiefſten Tiefe herauf und hatte den Schluſſel im Maul und gab ihn dem Fiſchkönig, und der gab ihn dem Jüngling, welcher ſich freundlich dafür bedankte.

Nun ärgerte ſich der König erſt recht und ſann von Neuem, um etwas noch viel Schwereres auszuſinnen. Es dauerte auch nicht lange, da hatte er's gefunden. Er ließ den Jüngling kommen und ſprach: Wenn du nun auch hundert Schafe einen Monat lang auf *einem* Fleck weiden, ohne daß ſie magerer oder fetter werden und ohne daß du eins von ihnen verlierſt oder daß ihrer mehr werden, dann bekommſt du meine Tochter ganz gewiß. Der Fleck war aber ſo klein, daß die hundert Schafe kaum darauf ſtehen, vielweniger ordentlich darauf weiden konnten, und außerdem war das Gras ſehr dünn geſäet. Doch das ängſtigte den Jüngling nicht; er trieb die Schafe hinaus und Abends herein und pfiff luſtig dazu, ließ ſie gar übers Stadtthor ſpringen, wenn es geſchloſſen war und im Schloßhof aufmarſchiren, wie ein halbes Bataillon Soldaten, ſo daß Jedermann ſeine Freude daran hatte. Mitunter verlief ſich wohl eins, oder es ſtarb eins, doch das that nichts, denn ſobald er pfiff, warf ein anderes ein Junges, welches alsbald wuchs und ſo groß ward, wie die andern. Dazu lernten die Schafe jeden Tag ſchöner tanzen, ſo daß ſie es am Ende des Monats trotz dem beſten Tanzmeiſter verſtanden. Kurz der Jüngling brachte auch dieſe Aufgabe zu Stande und da konnte der König, wie ſehr er ſich auch ärgerte, doch nichts weiter einwenden und mußte ihm ſeine Tochter zur Frau geben. Die Heirath aber wurde ſehr prächtig gefeiert und der Jüngling war glücklich für ſein Leben

lang. Als er ſpäter König wurde, machte er ſeinen Vater zum Miniſter und gab auch ſeinen Brüdern hohe Stellen, ſo daß ſie alle gut verſorgt waren.

3.

Die eiſernen Stiefel.

Es war einmal ein König, der hatte ein großes Schloß, darin wohnte er mit ſeiner Frau. Er war aber gar nicht glücklich in dem großen Schloß, weil das eigentliche fröhliche Leben fehlte: denn er hatte keine Kinder, und wenn er manchmal am Abend mit der Königin in dem hohen Saale allein ſaß, dann wurden ſie beide ſo traurig, daß ſie weinen mußten. Aber es ſchien ihnen noch mehr Kummer und Trübſal beſtimmt zu ſein, denn eines Tages brach plötzlich Feuer aus und verzehrte das prächtige Schloß. Der König und die Königin kamen zwar mit dem Leben davon, aber von all ihren Koſtbarkeiten retteten ſie nur eine eiſerne Kiſte voll Gold. Mit dieſem Schatz bauten ſie das ſchöne Schloß wieder auf; aber kaum daß es wieder ſtattlich da ſtand, ſo brach das Feuer mit erneuter Wuth aus und war nicht zu löſchen. Erſt als das ganze Gebäude in Schutt und Aſche lag, erloſch die Flamme, und der König und die Königin ſtanden vor den Trümmerhaufen und waren ſehr traurig, denn ſie waren nun ſo arm wie Kirchenmäuſe und hatten gar nichts mehr als die eiſerne Kiſte, und die war leer. All das Hofgeſind und Geſindel verließ den armen Herrn, als er in der Noth war, und ſo nahm der König ſeine Frau bei der Hand und ging mit ihr tief in den Wald hinein. Da ſtand ein kleines Häuschen, das bezogen ſie und wirthſchafteten zu-

sammen wie geringe Leute; der König trug selbst sein Brennholz nach Haus und die Frau Königin machte Feuer an und kochte Suppe und Kartoffeln. Das wurde den beiden im Anfang recht sauer, aber nach und nach gings immer besser und sie hatten sich noch viel lieber, als da sie zusammen auf dem Thron gesessen und ihre Zeit in Herrlichkeit zugebracht hatten. Nun begab sich's, daß eines Tags, als der König abermals in den Wald gegangen war um Holz zu holen, ein unbekannter Mann zu ihm trat, der ihn also anredete: wenn du mir versprichst, was du nicht weißt, so will ich dir deine eiserne Kiste mit Gold füllen. Der König dachte: was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und versprach ihm zu geben, was er nicht wüßte. Als er nun nach Hause ging, kam ihm seine Frau entgegen gelaufen und rief ihm von weitem zu: komm' geschwind mit mir herein, daß du siehst, was für ein Glück uns zugefallen ist; denk dir nur, unsere eiserne Kiste ist auf einmal mit Gold gefüllt! Wie freute sich der König, als er vor die Kiste trat und das viele Gold mit eignen Augen sah! Er ließ nun auf der Stelle das königliche Schloß noch herrlicher als die beiden früheren Male wieder aufbauen und lebte mit seiner Königin in Lust und Freuden. Nun war auch das Sprichwort bei ihnen wahr: ein Glück kommt selten allein; denn nach neun Monaten schenkte die Königin ihm einen Sohn und des Jubels darüber war kein Ende. Aber es währte nicht lange, so erschien plötzlich der unbekannte Mann im Schloß und sagte dem König: der Sohn sei eben dasjenige, was er ihm zugesagt habe. Darüber wurde der König tief betrübt, denn jetzt sah er ein, daß er sich mit seinem Versprechen übereilt hatte und daß er es mit dem Teufel zu thun habe. Doch beruhigte er sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß er vielleicht das Unheil abwenden könne, wenn er dem Kinde eine fromme Erziehung geben ließe. Zu diesem Zweck übergab er dasselbe einem hochgelehrten frommen Manne, dem er jedoch die gefährliche Verwandtniß der Sache und das Versprechen, welches er dem

Teufel gegeben, verſchwieg, denn er ſchämte ſich, daß er ſich hatte überliſten laſſen. Der kluge Mann merkte aber dem Kinde ſogleich an, daß es dem Teufel verſchrieben ſei, und gab ſich alle Mühe, ſeine Erziehung ſo einzurichten, daß es dem Böſen aus den Klauen geriſſen werde. Er behielt darum den Knaben bei ſich, bis er 14 Jahre alt war, dann aber ſchickte er ihn heim zu ſeinen Eltern, an den königlichen Hof und befahl ihm, ſeinen Vater genau zu befragen, in welchem Jahre ihn der Teufel holen werde. Sollten ſich deine Eltern weigern, d gutwillig Auskunft darüber zu geben, ſagte der Lehrer, ſo droh ihnen mit bewaffneter Hand. Mit dieſer Piſtole gehe an deinen Vater hinein und mit dieſem Dolch bedrohe deine Mutter, ſo werden ſie nicht zögern, dir die Auskunft zu ertheilen, welche uns zu wiſſen Noth thut. Der Knabe ging und that nach des Lehrers Gebot und brachte demſelben die Antwort zurück, daß ihn der Teufel an einem beſtimmten Tage des folgenden Jahres holen werde. Der Lehrer behielt ihn bei ſich, bis dieſer Tag erſchienen war. Am Morgen deſſelben ſprach er zu dem Knaben, indem er ihm einen Stab überreichte: nimm dieſen Stab und gehe damit an den offenen Platz im Walde, an welchem wir ſchon öfters geraſtet haben; das weitere will ich dir unterwegs mittheilen, denn ich will dich bis zum Rande des Waldes begleiten. Das that er, und als er dem Knaben wohl eingeſchärft hatte, wie er ſich bei der gefährlichen Begegnung zu benehmen habe, verließ er ihn mit vielen guten Wünſchen und kehrte allein zurück. Der Junge, der für ſeine fünfzehn Jahre ſchon ein kräftiger und muthiger Burſche war, ſchritt wacker zu, ſo ſtark ihm auch das Herz dabei pochte und erreichte bald die bezeichnete Lichtung. Er ſah ſich nach allen Seiten um, aber es war todtenſtill im Wald, nur manchmal raſchelte ein Eichhorn durch die Zweige oder ein Reh lief ſcheu vorüber. Plötzlich aber durchdrang eine helle Muſik die Luft, ſie ſchien ihm wunderſamer Weiſe aus der Höhe zu kommen. Als er emporblickte, gewahrte er ein Schiff, das durch die Luft

daherfuhr und merkte nun wohl, daß die Musik aus dem Schiff kam, denn es saßen viele Teufel darin, die musizirten und schrieen dazwischen mit gellenden Stimmen:

Zeit und Stunde die ist da,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!

Dabei streckten sie die Klauen nach ihm aus, um ihn zu ergreifen, er aber schlug ihnen mit dem Stabe darauf, daß sie heulend vorüberfuhren. Aber so leicht sollte es ihm nicht gemacht werden, denn kaum war das erste Schiff verschwunden, so erschien auch schon ein zweites. Darin saßen viel größere Teufel als in dem ersten; die Musik, die sie machten, war noch viel lauter und durchdringender als die der anderen, und noch gellender schrieen sie ihm in die Ohren:

Zeit und Stunde die ist da,
Ferdinand, Ferdinand komm' herauf!

Dabei strebten sie gleich den vorigen, ihn zu ergreifen, aber eben so vergeblich, denn der Junge, dem der Muth mit der Gefahr wuchs, schlug herzhaft mit dem Stabe darauf los und auch sie mußten mit lautem Geheul vorüberfahren.

Nun aber wurde sein Muth erst recht auf die Probe gesetzt, denn ein goldner Wagen, der mit feurigen Pferden bespannt war, rollte durch die Luft heran, daraus scholl eine so sinnverwirrende Musik, daß Ferdinand nur schwer seiner Besinnung Meister blieb. Der Alteufel, der in dem goldnen Wagen saß, lehnte sich weit heraus und rief mit lauter Stimme:

Zeit und Stunde die ist da,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!

Dabei hielt er dem Knaben die Handschrift seines Vaters entgegen und suchte ihn zu ergreifen. Ferdinand aber nahm all seine Kraft zusammen und schlug mit seinem Stabe dem Alteufel dergestalt auf die Pfote, daß er die Handschrift fallen ließ, und im Nu mit seinem ganzen Spuck verschwand. Nun stand Ferdinand wieder ganz allein im Wald wie vorher, aber es war ihm als sei ihm ein Centnerstein von der Brust gefallen, und auch im Wald

war ein neues fröhliches Leben erwacht: die Vöglein sangen und jubilirten, alle Waldescreaturen schienen wie neu belebt und selbst der kleine Bach wurde munter. Ferdinand aber ging mit leichtem Herzen und behenden Schritten nach Haus zu seinem alten Lehrer und Freunde und erzählte ihm, wie es ihm gegangen sei. Der Alte freute sich von Herzen, daß sein Zögling die Gefahr so glücklich überstanden hatte und sagte: du wirst jetzt wohl einsehn, daß du zu großen Dingen berufen bist. Ja sagte Ferdinand, mit dem Teufel bin ich durch Gottes und eure Hulfe fertig geworden, aber ich habe jetzt eine wahre Sehnsucht in mir nach dem Himmelreich, könntet ihr mir nun auch ferner behülflich sein und mir angeben, wie ich in den Himmel gelangen kann? — Das kann ich leider nicht, erwiederte sein Lehrer, aber hinter dem Wald am großen Wasser wohnt ein Einsiedler, der muß es wissen. Darauf nahm Ferdinand Abschied von dem Lehrer und wanderte durch den langen langen Wald, bis er endlich an das große Wasser kam und den Einsiedler fand. Bescheiden trat er vor den frommen Mann hin und fragte ihn, ob er nicht wisse, wo der Weg zum Himmelreich sei? Das kann ich dir nicht sagen, antwortete der Alte, aber dreihundert Meilen von hier wohnt ein anderer Einsiedler, der kann es dir vielleicht sagen. Wie komm' ich aber über das große Wasser? frug Ferdinand weiter. — Dazu kann ich dir verhelfen, sagte der Einsiedler und gab ihm einen Zauberkahn, der am Ufer lag. Ferdinand setzte sich hinein und husch, wie der Vogel fliegt, schoß der Kahn über's große Wasser und brachte ihn nach drei Minuten an Ort und Stelle. Der zweite Klausner saß in seiner Zelle hinter einem großen Buch und erwiederte auf Ferdinands Frage, wie er in das Himmelreich gelangen könnte: er selbst wisse es ihm nicht zu sagen, indem er schon dreihundert Jahre hier wohne und in dieser ganzen Zeit nichts vom Himmelreich gehört habe. Er wies ihn aber an seinen Bruder, der sechshundert Meilen von hier entfernt wohne, älter sei als er und mehr darüber sagen

könne. Ferdinand nahm also wieder seine Zuflucht zu dem Zauberkahn und schiffte in sechs Minuten zu dem dritten Einsiedler, an welchen er mit froher Hoffnung seine Frage nach dem Himmelreich richtete. Der Klausner aber wies ihn nach dem oberen Stock des Hauses, indem er sagte: Ich selbst kann deine Frage nicht beantworten, aber da droben wohnen viele Vögel, die können dir's sagen. Da wendete sich Ferdinand an die gefiederte Schaar und frug sie nach dem Himmelreich. Da schrieen die Vögel alle durcheinander: Wir wissens nicht, aber wart ein wenig, dann kommt der Vogel Greif heim, der kann dir's sagen, denn der ist eben im himmlischen Paradies. Ferdinand war innerlich recht ungeduldig, er stellte sich gegen die Wand und hielt sich die Ohren zu, denn die Vögel machten einen tollen Lärm, plötzlich aber schwiegen sie alle still, es rauschte wie von schwerem Flugelschlag und heran schwebte wie eine große dunkle Wolke der heimkehrende Vogel Greif. Er brachte einen ganzen Strom erquickender Paradiesesluft mit, Ferdinand sog sie mit vollen Zügen ein, ermannte sich, trat vor den Vogel hin und richtete die alte Frage an ihn.

Jetzt bist du an den Rechten gekommen, sagte stolz der Vogel, ich kann dir sagen, wo das himmlische Paradies liegt, aber das bloße Sagen würde dir nicht viel helfen, denn du kannst weder zu Wasser noch zu Land hineingelangen, ich will aber mehr thun, ich will dich hineintragen. Darauf faßte er den Jüngling mit seinen starken Klauen, schwang sich mit ihm empor und flog mit ihm gradeswegs ins himmlische Paradies hinein. Das war aber ein schöner herrlicher Garten, in dessen Mitte stand ein prächtiges Schloß und im ganzen Paradiese herrschte Freude, Glück und Ueberfluß. Von Kummer und Mangel wußte man nichts darin, nur in einer Hinsicht hatte es eine eigne Bewandtniß damit, denn vor dem Schlosse lag ein großer Teich und in dem Teich ringelte sich eine furchtbare Schlange, vor der man schon zittern konnte. Aber Ferdinand trat keck vor sie hin und die Schlange hob ihr Haupt aus dem

Waſſer, ſah ihn mit ihren klugen Augen an und ſagte: Ferdinand ich habe ſchon lange auf dich gehartt und gehofft, denn Niemand kann mein Erlöſer ſein, als nur du allein. So ſag mir an, wie ich das kann, ſprach Ferdinand. Die Schlange ſagte ihm darauf, er müſſe drei Nächte drinnen im Schloſſe ſchlafen, gab ihm auch alles an, was ihm alsdann begegnen werde und wie er ſich dabei zu verhalten habe.

Ferdinand war guten Muthes und verſprach ihr das Beſte. Darauf ſpazierte er noch eine Weile in dem wunderſchönen Garten herum, aber als es Abend ward, begab er ſich in das Schloß und legte ſich erwartungsvoll, was die Nacht bringen werde, zu Bett. Endlich ſchlief er ein, aber kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo erwachte er über eine laute ſchmetternde Muſik. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und ſah ſein Zimmer von Kerzenglanz erhellt und von einer glänzenden Geſellſchaft erfüllt, die bei Muſik und Geſang ſich tanzend ergötzte und ihn lebhaft aufforderte, ſich ihrer Freude beizugeſellen. Ferdinand aber legte ſich wieder hin, und rührte ſich nicht, bis die Glocke eins ſchlug. Da verſchwand der Spuck und gleich darauf ringelte ſich die große Schlange herein und ſprach zu ihm: Die erſte Probe haſt du ausgehalten, jetzt kommen noch zwei Nächte, fürchte dich aber nicht, ich ſtehe dir bei und Niemand kann dir ſchaden. Als nun die zweite Nacht kam, erſchien mit der nämlichen Stunde dieſelbe Geſellſchaft wieder. Sie begnügten ſich aber diesmal nicht, ihn bloß zur Theilnahme an ihrer Luſtbarkeit aufzufordern, ſondern ſie zerrten ihn aus dem Bett und ſchrieen, indem ſie auf ihn losſchlugen: du ſollſt mit uns tanzen, du mußt mit uns tanzen! Ferdinand ließ ſich alles ruhig gefallen und das wurde ihm gar nicht ſchwer, denn er fühlte nichts von den Schlägen. Als es eins ſchlug, verſchwand die Geſellſchaft wie das erſtemal und die Schlange ringelte ſich wieder herein und ſprach zu ihm: jetzt haſt du noch eine Stunde auszuhalten, aber dieſe iſt die härteſte, halte dich ſtark und tapfer. Und es geſchah, wie ſie geſagt

hatte; denn als in der dritten Nacht die tolle Schaar wieder erschien und Ferdinand sich wie die frühern Male verhielt, wurde das gespenstische Volk wüthend, riß ihn aus dem Bette und schnitt ihn in Stücke, darauf rasten sie im Zimmer herum, bis es ein Uhr schlug, dann aber war alles verschwunden. Die Thüre ging auf, und herein trat die allerschönste Königstochter. Die ging im Zimmer umher, suchte die einzelnen Stücke alle zusammen, fügte sie aneinander und plötzlich stand Ferdinand gesund und munter da wie vorher und schaute die Königstochter mit erstaunten Augen an. Sie aber sprach: du hast mich erlöst und nun bin ich dein und wir bleiben zusammen hier im himmlischen Paradies und du hast alles, was dein Herz begehrt. Darauf führte sie ihn im ganzen Schloß umher und schloß ihm alle Gemächer auf; nur als sie an ein kleines Gartenhäuschen kamen, sagte sie: Dies muß dir verschlossen bleiben, denn wenn du da hinein siehst, so ist's dein Unglück. — Ferdinand war auch anfangs gar nicht neugierig darnach und lebte im Himmelreich mit der schönen Königstochter in Glück und Freuden; aber nach und nach regte sich doch der Wunsch in ihm, zu wissen, wie es in dem verschloßnen Häuschen aussähe. Je mehr er sich dem Gedanken hingab, je peinigender wurde der Wunsch in ihm und endlich konnte er nicht mehr widerstehn und erbrach die Thüre gewaltsam. Da sah er darin die Welt und seines Vaters Schloß, und es überkam ihn ein so schmerzliches Heimweh, daß er's im Himmelreich nicht mehr aushalten konnte, und so trat er vor seine Frau und sprach zu ihr: ich kann nicht anders, ich muß nach Haus und meine Eltern besuchen. Ach, seufzte die schöne Frau, das ist dein Unglück, wenn's aber nicht anders sein kann, dann fahre hin und merke dir das eine: wenn du in Noth gerathen solltest, dann rufe mich bei dem Namen: Katharina Magdalena, so bin ich gleich bei dir; aber hüte dich, mir ohne Noth zu rufen, denn das würde dir und mir bitteres Leiden bringen. Ferdinand versprach ihr alles, setzte

ſich in ſeinen Wagen, der mit ſechs Schimmeln beſpannt war und fuhr nach Hauſe zu ſeinen Eltern.

Als er nun heim kam, fand er vieles verändert, ſeine Mutter war unterdeſſen geſtorben, und ſein Vater hatte eine andere Frau genommen, die ſehr jung und ſehr ſchön war. Der König freute ſich ſehr, ſeinen Sohn nach ſo langer Zeit wiederzuſehn; er ließ eine große Mahlzeit anrichten und als ſie bei Tiſche ſaßen und die junge Königin in ihrem Schmuck gar ſo ſchön daſaß, ſagte er zu ſeinem Sohn: du biſt nun wohl viel in der Welt herum gekommen und haſt manche ſchöne Frau geſehn, aber nun gib der Wahrheit die Ehre und ſag' ob du je ein ſo ſchönes Weib geſehn haſt, als hier meine Gemalin. O ſagte Ferdinand raſch und unuberlegt, das will ich meinen! meine Frau iſt noch viel ſchöner als deine. Das iſt nicht möglich, rief der König, und ich glaub's auch nicht, bis ich es ſelbſt ſehe! Das reizte Ferdinand, die Schönheit ſeiner Frau noch mehr zu behaupten und als der König auf ſeinen [illegible]ſeln beharrte, wurde er ſo heftig, daß er der Warnung vergaß [illegible] ausrief: Katharina Magdalena! Da erſchien denn ſeine Frau und ſie war ſo wunderſchön, daß Alle darüber erſtauten, aber ſie ſah blaß und traurig aus und trat ſchweigend an den Tiſch und ſchrieb mit ihrem feinen ſchneeweißen Finger darauf. Alsbald zeigten ſich goldne Buchſtaben auf der Tafel und Alle laſen mit Erſtaunen:

Es iſt dir unmöglich, ein paar eiſerne Stiefel zu zerreißen,
Und eben ſo unmöglich wieder ins himmliſche Paradies zu reiſen.

Als Ferdinand betrübt wieder aufblickte, war ſie verſchwunden. Da ſah er nun wohl ein, wie er ſein Glück durch eigene Schuld verſcherzt hatte und lief in ſeiner Trübſal zu einem Schmied, ließ ſich ein paar eiſerne Stiefel an die Füße ſchmieden und wanderte in die weite Welt hinaus. Er wanderte und wanderte über Berg und Thal, Jahr aus Jahr ein und hatte der traurigen Stunden ſehr viele. Endlich

eines Abends merkte er, daß die Sohlen seiner Stiefel so dünn geworden waren, daß sie nicht mehr über acht Tage halten konnten. Da eilte er so schnell er konnte zu dem Einsiedler und dieser schickte ihn zum zweiten und dritten und so kam er endlich zu den Vögeln und da ging es auch wie das erstemal. Aber als der Vogel Greif heimkehrte, erzählte er, die Prinzessin im Paradies feire eben ihr Hochzeitfest. Da bat Ferdinand den Greif flehentlich, er möge ihn doch so schnell als möglich hinüber ins Himmelreich tragen. Der Greif trug ihn wie früher hinauf, und als nun Ferdinand wieder im schönen Schloß stand, da schrieb er freudig auf die Kammerthür seiner schönen Frau:

Es ist möglich, ein paar eiserne Stiefel zu zerreißen
Und auch möglich, ins himmlische Paradies zu reisen.

Als die Königstochter am Abend mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer eingehn wollte und die Inschrift las, war sie vor Freuden außer sich, daß ihr geliebter Ferdinand wieder erschienen sei, hieß ihren Gemahl auf den andern Abend warten und ging allein in die Kammer. Am nächsten Tage aber wurde im Himmelreich das glänzendste Fest gefeiert und als alle Gäste versammelt waren, da redete sie dieselben mit einem Gleichniß an und sagte: ich habe eine eiserne Kiste, darin ich meine Perlen und Edelsteine verschlossen habe; nun ist mir aber durch Unvorsichtigkeit der Schlüssel dazu verloren gegangen. Ich habe lange vergebens darnach gesucht und als ich ihn nicht finden konnte, habe ich den Schlosser kommen lassen und einen neuen Schlüssel bestellt. Nun hat sich aber der glückliche Fall ereignet, daß ich unerwartet den alten Schlüssel wieder gefunden habe, und ich möchte euren Ausspruch darüber hören, welchen der beiden ich behalten solle, den alten oder den neuen? Natürlich den alten! sagten einstimmig alle Gäste und die schöne Frau ging hinaus und trat mit Ferdinand an ihrer Hand in den Saal. Da freuten sich alle sehr, am meisten aber der glückliche Ferdinand, denn die eisernen Stiefel fielen ihm von den Füßen ab und es

war ihm, als ob er fliegen könnte, und er ward in schöne Königsgewänder eingekleidet und lebte bei der schönen Königin ein Leben voll ungetrübter Herrlichkeit.

6.

Der Hinkelbirt.

Es war einmal ein König von Oranien, der war Wittmann und hatte einen einzigen Sohn. Eines Tags sah er das Bildniß der Tochter des Königs von Siebenstern, das gefiel ihm so gut, daß er sie zu heirathen beschloß; er übergab also seinem Sohn die Verwaltung des Reichs und machte sich auf die Brautfahrt, noch in seinen alten Tagen. Als er schon eine gute Zeit unterwegs war, kam er eines Abends spät in ein kleines Wirthshaus am Eingang eines großen, großen Waldes. Er fragte, ob der Weg noch weit sei bis zum Königreich von Siebenstern? Da schlug der Wirth die Hände über dem Kopf zusammen und sprach: dahin kommt Ihr Euer Lebtag nicht, Herr König, sieben Tage lang müßt Ihr ziehen, bis Ihr wieder aus dem Walde seid und dann kommt Ihr erst noch durchs Reich der Menschenfresser. Das sind ungeheure Riesen und stehen am Wege her, erst Einer, dann Zwei, dann Vier, dann Acht und so immer fort, und schlagen jeden Fremden mit ihren eisernen Stangen todt. Da fiel dem König von Oranien das Herz in die Schuh, er ließ seinen Wagen herumdrehen und fuhr wieder heim.

Unterdeß hatte der Sohn das Bildniß der Prinzessin auch gesehen und sich noch viel ärger in sie verliebt als zuvor sein Vater. Als der alte König wieder zurück war, sagte er: Vater, ich will fortgehen und es auch einmal probiren, und kein Zureden konnte ihn davon abhalten. Als er in das kleine Wirthshaus kam, erzählte ihm der Wirth wieder von den Gefahren seines Weges, er aber sagte: das habe er schon gewußt, ehe er

fortgegangen ſei und machte ſich des andern Morgens früh auf den Weg in den großen Wald. Als er lang, lang geritten war und es ſchon anfing, dunkel zu werden, rief eine Stimme hinter ihm: Prinz Ferdinand, halt ſtill! Er drehte ſich um, da ſtand ein klein grau Männchen vor ihm und ſprach: Prinz Ferdinand, wenn du meinem Rathe folgen willſt, ſo wirſt du mich erlöſen und die Prinzeſſin von Siebenſtern heirathen! Das wolle er, ſagte der Prinz und das Männchen fuhr fort: der Wald iſt eigentlich noch ſieben Tagereiſen lang, doch du wirſt ſchon Morgen früh herauskommen; an dem erſten Kreuzweg, den du ſiehſt, grabe mit deinem Degen ein Loch, ſo wirſt du drei Stücke finden, eine Kanne, ein Schwert und ein Pfeifchen. Der Wein in der Kanne gibt dir die Kraft, das Schwert zu regieren und das Pfeifchen hebe gut auf, es wird dir nützlich ſein. Wie das Männlein geſagt, ſo geſchahe. Der Königsſohn kam mit Tagesanbruch aus dem Wald und an den Kreuzweg, er grub die drei Stücke heraus, trank den Wein, hing das Schwert um und ſteckte das Pfeifchen in ſeine Taſche. Gegen Mittag kam er an die Grenze des Rieſenreiches, wo der erſte Wächter ſtand. Was willſt du, Erdwurm? ſchrie er ihn an und hob die Stange gegen ihn, doch auf den erſten Hieb mit dem Zauberſchwert lag er da und war todt. Ebenſo ging es mit den Zweien und den Vieren, und als er an die Achte kam, ſo dachten ſie: hat er Sieben todtgeſchlagen, ſo ſchlägt er auch Achte todt, und liefen was ſie laufen konnten und ſo machten es die Folgenden nach, ſo daß der Prinz ungehindert in das Königreich von Siebenſtern gelangte. Ehe er in die Hauptſtadt kam, mußte er aber noch durch einen großen Wald reiten. Die Nacht überfiel ihn und er war noch mitten drin. Da ſah er ein Licht, ritt darauf zu und kam in ein wunderſchönes Schloß. Das Thor ſtand offen und oben auf dem Thurme brannte das Licht, das er geſehen hatte, es war aber Niemand zu hören und zu ſehen. Er ging in den Stall, da ſtanden die herrlichſten Pferde von allen Farben und neben jedem hing ein gleichfarbiges Geſchirr.

Dann ſtieg er hinauf in den Saal, da hingen an der Wand Kleider von allen Farben und Arten, von den köſtlichſten bis zu den ſchlechteſten. Er legte endlich ſich ſchlafen, des andern Morgens aber ließ er ſein Pferd im Stalle ſtehn, zog die ſchlechteſten Kleider an, die er finden konnte und ging zu Fuß weiter, bis er aus dem Wald und in die Stadt zu dem König von Siebenſtern kam. Herr König, ſagte er, habt Ihr keinen Diener nöthig? Der König ſagte, es fehle ihm in der Haushaltung und dem Hofſtaat Niemand, als ein Hinkelhirt, das könne er werden: wenn er aber ſeine Hinkel nicht alle wieder richtig aus dem Walde mitbringe, ſo werde ihm der Kopf abgehackt: das ſei jetzt ſchon drei Hinkelhirten hintereinander geſchehen.

Des andern Tags fuhr der Königsſohn mit ſeinen Hühnern hinaus in den Wald, wo das wunderbare Schloß ſtand und konnte nicht widerſtehn, einmal nach ſeinem Pferde zu ſehen. Das that er denn, als er aber wiederkam, war die ganze Heerde auseinandergelaufen. Er wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, bis ihm das wunderbare Pfeifchen einfiel. Er ſetzte es an und that einen Pfiff, da kamen von allen Seiten Hinkel geflogen, aber ſo viele, ſo viele, daß er ſich vor lauter Hinkeln gar nicht mehr zu retten wußte. Er brachte die ganze Heerde wieder mit nach Haus und noch dreimal ſo viel dazu. Deß freute ſich der König gar ſehr und ſprach: du biſt mein lieber und getreuer Hinkelhirt und ſollſt bei mir bleiben bis an dein Ende.

Der Königsſohn hatte ſchon viele Wochen lang ſeinen Dienſt verſehen, da kam große Trauer in die Stadt. Denn hinter der Stadt war ein Berg und in dem Berg wohnte ein Drache, und der Drache hatte drei Köpfe und mußte alle Jahr eine reine Jungfrau freſſen; anders that er's nicht, denn es gehörte zu ſeiner Geſundheit. So waren aber die Jungfrauen erſt ſehr rar geworden und dann ganz ausgegangen, ſo daß diesmal des Königs eigenes Töchterlein dran ſollte.

Als nun der Tag gekommen war, ſagte der König am Morgen zu dem Königsſohn: willſt du nicht da bleiben, mein

lieber und getreuer Hinkelhirt, und ſehen, wie es mit meiner Tochter geht? Nein, ſagte der Prinz von Oranien, das will ich nicht mit anſehen, viel lieber will ich mit meinen Hinkeln ausfahren.

Als er aber in den Wald kam, ging er in das Schloß und zog ſchwarze Kleider an und ſattelte ſich einen ſchwarzen Gaul und hing ſein Zauberſchwert um.

Unterdeſſen war der alte König mit der ganzen Stadt in Trauerkleidern hinaus an den Berg gezogen und hatte ſeine Tochter gebunden und dem Drachen zum Fraße hingelegt. Das Ungethüm kam langſam herausgekrochen und ließ ſeine drei rothen Zungen vor Gier armslang aus dem Halſe hängen und beſann ſich nur noch, mit welchem Maul es zuerſt anbeißen wollte. Da ſprengte auf einmal vom Berg herab ein ſchwarzer Ritter, hieb mit einem gewaltigen Schlag dem Drachen einen Kopf ab und verſchwand eben ſo ſchnell wieder, wie er gekommen war. Als der Hinkelhirt nach Hauſe kam, ſprach der König zu ihm: ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wärſt du doch da geblieben, ſo hätteſt du den fremden Ritter geſehen, der unſerm böſen Drachen einen Kopf abgehauen hat; aber noch zweimal müſſen wir die Prinzeſſin hinausbringen, ſonſt frißt er die ganze Stadt.

Als er des andern Morgens wieder hinaustrieb, ſagte der König wieder: ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, willſt du nicht da bleiben und ſehen, wie es mit meiner Tochter geht? — Viel lieber will ich mit meinen Hinkeln ausfahren. — Und dießmal zog er rothe Kleider an, nahm ſich ein rothes Roß und hieb dem Drachen den zweiten Kopf ab, er ſprengte aber wieder ſo ſchnell fort, daß ihn Niemand erkennen oder halten konnte. Als er heimkam, ſprach der König zu ihm: ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wäreſt du doch da geblieben, heut war ein anderer Ritter da und hat dem Drachen noch einen Kopf abgehauen, aber einen hat er immer noch und die Prinzeſſin muß morgen wieder hinaus.

Den dritten Tag zog der Hinkelhirt weiße Kleider an und ſetzte ſich auf ein weißes Roß und ſchlug dem Drachen den

dritten und letzten Kopf ab. Nun war die Prinzessin erlöst, Niemand kannte aber den, der es gethan.

Da ließ der König ein großes Turnier anstellen und verkündigen, daß der, welcher den Preis davon trüge, seine Tochter zur Frau bekommen solle und das ganze Königreich dazu. Es galt aber, mit dem Speer einen Ring von einem Querbalken hinwegzunehmen und ihn in vollem Rennen wieder hinzuhängen. Die geschicktesten Reiter fanden sich ein, aber keiner konnte es fertig bringen. Auf einmal sprengte ein kohlschwarzer Ritter mit geschlossenem Visir auf einem schwarzen Gaul in die Schranken und in einem Nu hatte er den Ring hinweggestochen und wieder an seinen Platz gehängt, dann aber sprengte er in einem Rennen zu den Schranken hinaus und fort. Das verdroß den König und sein Töchterlein gar sehr und als der Hinkelhirt Abends heim kam, sprach der König zu ihm: ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, heute hättest du sehen können, was der schwarze Ritter, der unserm Drachen den ersten Kopf abgehauen hat, so schön turnieren und stechen kann. Er ist aber wieder durchgegangen, ich glaube, meine Tochter ist ihm zu schlecht.

Gerade so ging es den folgenden Tag bei dem zweiten Turnier, nur daß der Hinkelhirt wieder den rothen Gaul und die rothen Kleider hatte.

Den dritten Tag aber befahl der König, wenn wieder ein fremder Ritter komme, so solle man das Thor schließen und ihn fangen, todt oder lebendig.

Dießmal kam der Hinkelhirt wieder in weißen Kleidern und auf dem weißen Pferde. Er stach den Ring noch zierlicher, als die andern Tage, verneigte sich sittsam vor des Königs Töchterlein und wollte wieder fortsprengen. Wie er sah, daß das Thor geschlossen war und des Königs Leute von allen Seiten heranliefen, um ihn zu fangen, setzte er mit einem Satze über das Thor und fort war er. Vorher hatte ihm ein alter Invalid mit dem Spieß ins Bein gestochen, aber die Spitze

brach ab und blieb in dem Bein des Ritters stecken, der sich dadurch nicht aufhalten ließ. Des Königs Töchterlein aber fing an zu weinen, weil sie glaubte, jetzt müsse sie immer ledig bleiben.

Als der Hinkelhirt nach Hause kam, sprach der König zu ihm: ach du mein lieber und getreuer Hinkelhirt, wärst du da geblieben, so hättest du sehen können, wie der weiße Ritter durchgegangen ist, der unserm Drachen seinen letzten Kopf abgehauen hat. Aber warum blutet denn dein Bein so sehr? Der Hinkelhirt wollte sich immer noch verstellen, doch der König ließ seinen Leibfeldscheerer rufen, der zog ihm die abgebrochene Spitze aus dem Bein und die paßte genau auf die Lanze des Invaliden. Nun kam es heraus, daß die drei Ritter Niemand anders waren als der Hinkelhirt und immer wieder der Hinkelhirt. Der aber ging in den Wald und zog seine Prinzenuniform an und kam wieder und heirathete die Prinzessin und war jetzt König von Siebenstern. Das Schloß im Wald war nun auch erlöst. Die Pferde waren wieder Grafen, Ritter, Edelleute, Musikanten, Stallknechte und Hirten, und jeder zog seine Kleider an, die in dem Saale hingen und Alle gingen dem Hinkelhirten entgegen und gratulirten ihm, als er seine Uniform holte.

Der neue König von Siebenstern machte sich nun auch das Riesenreich unterthänig und ließ mitten durch Wald und Feld einen schönen breiten Weg machen; auf dem kam der alte König von Oranien gefahren, als er seinen ersten Enkel aus der Taufe hob.

7.

Das graue Männchen.

Es war einmal ein reicher Bauer. Weil er aber schon alt war und kein Kind hatte, ward er traurig und dachte: ich weiß doch nicht, für wen ich eigentlich schaffe. Er ließ nun die Sachen gehen wie sie wollten, und bald war mehr als die Hälfte seines Vermögens fort. Auf einen Tag lud er Holz im Walde ab, da kam ein klein grau Männlein und fragte ihn, warum er so traurig sei? Als er nun erzählte, wie es jeden Tag rückwärts mit ihm gehe und ein Acker um den andern an den Juden komme, da sagte das Männlein, er, der Bauer, habe Etwas im Hause, wenn er ihm das zu eigen gebe, so wolle er ihn wieder so reich machen, als er gewesen und noch einmal so reich dazu. Der Bauer sagte mit Freuden ja, da verkündigte ihm das graue Männchen, seine Frau gehe mit einem Kinde, das sei nun ihm verfallen und er müsse es ihm hier auf den Fleck bringen, sobald es das zwölfte Jahr erreicht hätte. Bis dahin solle er dem Kinde in Allem den Willen thun und ihm Nichts befehlen.

Als der Bauer nach Haus kam und seiner Frau Alles erzählte, sagte sie Anfangs, das Männlein habe sich geirrt, doch nach und nach machte sich die Sache und nach drei Vierteljahren genas sie eines schönen Söhnleins. Zugleich mit dem Kinde kam dem Bauern das Glück in's Haus, so daß er bald nach des Männleins Versprechen doppelt so reich war, als er vorher gewesen.

Der Knabe lief den ganzen Tag im Wald umher und als

er sechs Jahr alt war, mußte ihm der Vater eine Flinte kaufen, mit der schoß er Alles, was ihm in den Weg kam. Als des Buben zwölfter Geburtstag da war, sagte der Bauer zu ihm: er möge doch Morgen einmal mit ins Holz fahren. Des andern Tages setzten sie sich auf den Wagen und fuhren hinaus an die bewußte Stelle. Der Alte fing nun an dürres Holz aufzulesen und allmählig ein Bündelchen daraus zu machen, immer in der Erwartung, daß das graue Männlein kommen sollte. Dem Buben währte aber das Ding bald zu lang und er sagte: Vater macht fort, sonst bleib' ich nicht da! Der Vater sprach in seinem Sinn: o gingst du doch! da er ihr aber Nichts heißen durfte, so schwieg er ganz still und sammelte fort, aber noch viel langsamer. Vater, sagte jetzt der Bub ärgerlich, wenn du nicht fortmachst, so geh' ich in die weite Welt. O wenn du doch gingst! dachte der Vater und that als wenn er über seiner Arbeit einschlafen wollte. Da warf der Sohn sein Gewehr auf den Buckel und sagte: ade Alter, und fort war er. Der Bauer aber war froh und fuhr heim zu seiner Frau und erzählte ihr die ganze Sache und war viel Jammerns bei ihnen über das verlorne Kind. Der Bub lief unterdessen immer lustig in die Welt hinein, noch als er aus dem Walde gekommen und noch ein paar Stunden gegangen war, kam der Hunger an ihn. Deßwegen ging er zu einem Bauern und verdingte sich als Knecht, that aber nicht lang gut. Er kam bald bei vielen Herrschaften herum und war nirgend viel Ruhmens von ihm. Endlich kam er auch wieder einmal zu einer Herrschaft, da sollte er die Schafe hüten. Ehe er zum erstenmale hinaustrieb, nahm ihn die Frau bei Seite und sagte, es wäre Schad' um so ein junges Bürschchen wie Milch und Blut, und er solle sich mit seinen Schafen auf der Weide immer links halten, denn rechts im Walde sei der große Bär, der habe schon drei Schäfer vor ihm geholt. Der Bub dankte der Frau, hing sein Gewehr um und trieb sein Vieh gleich rechts und immer weiter rechts bis an den dunkeln Wald. Gleich kam auch mit furchterlichem

Brummen ein Bär gelaufen so groß wie ein Scheuerthor, mit glühenden Augen, so groß wie ein paar Suppenteller. Der Bursch besann sich nicht lange und schoß dem Thier gerad' ins Gesicht. Da stand mit einem Schlage statt des Bären eine wunderschöne, weiße Dame vor ihm, die bedankte sich, daß er sie erlöst habe und sagte, er solle sich dreierlei wünschen. Fürs Erste sprach da der Junge, wünsche ich mir das Himmelreich dereinst zu erben, fürs Zweite so viel Geld als ich nur immer haben mag und fürs Dritte dich zur Frau. Alles sollst du haben, sagte die Dame, nur das dritte kann nicht sein, denn ich bin nicht mehr ledig und habe einen Mann und drei Kinder zu Haus, ich will dir aber statt dessen die Kraft schenken, daß du dich verwandlen kannst, zu was du willst. Und damit verschwand sie. Der junge Bursch zog seines Weges fort bis er an ein großes Schloß kam, da hieß es unten im Ort, heut über acht Tage sei etwas Großes droben vor. Der König wolle seine drei Töchter neben einander stellen; davon sehe Eine aus wie die Andre und wer es riethe, welche die Aelteste oder die Jüngste sei, der solle sie haben und das Königreich dazu; wer aber falsch rathe der müsse den Kopf lassen. Da verwandelte er sich in ein goldiges Vöglein und flog in den Schloßgarten, wo die drei Töchter an der Tafel saßen und speisten. Er nahm sich ein Bröcklein und flog damit fort, kam wieder und that, als wenn er immer kecker würde und ließ sich endlich von der Einen mit der Hand fangen. Da liefen sie alle Drei in großer Freude ins Schloß und zeigten ihrem Vater das schöne Vöglein und Jede wollte es haben. Die, die es gefangen hatte, that es aber nicht anders, es mußte in einem goldnen Bauer in ihr Schlafzimmer gehängt werden. Als es Nacht war kam das Vöglein heraus, und wie die Königstochter erwachte, stand ein Mann an ihrem Bette. Sie schrie, daß der ganze Hofstaat, den König an der Spitze, gelaufen kam, aber der Vogel war wieder im Käfig, und der Jüngling verschwunden. Der König mit dem Hofe zog wieder ab und war sehr erzürnt, daß man ihn aus dem besten Schlafe

geweckt hatte, um Nichts und wieder Nichts. Als nun die Prinzessin wieder aufwachte, und der Jüngling wieder an ihrem Bette stand, schrie sie noch ärger denn zuvor. Diesmal aber drohte ihr der König, wenn sie noch einmal einen solchen Lärm anfange, wolle er ihr gewiß und wahrhaftig den Kopf abhauen. Sie getraute sich nicht mehr einzuschlafen und sah nun, wie das Vöglein aus dem Käfig kam und zum schönen Jüngling wurde. Sie erschrack zu Tode und hätte wieder geschrieen, wenn er ihr nicht mit einem Kuß den Mund geschlossen hätte. Sie wurden nun Eins mit einander, und sie sagte ihm, sie sei die Jüngste, und daran könne er sie erkennen, daß ihr Taschentuch daumesbreit aus dem Schürzentäschchen herausgucken werde. Hat es denn auch wohl herausgeguckt den andern Tag bei der feierlichen Wahl? Daumesbreit nicht, aber zwei Hände lang sah es heraus, und er bekam sie und war König.

Als er das Regieren ein Wenig satt hatte, ging er wieder, wie früher den ganzen Tag auf die Jagd. Er hatte einen großen, großen Forst und darin drei Teiche, einer immer weiter fort als der andre, und an dem ersten stieß er eines Tags auf eine weiße Hirschkuh, die lockte ihn fort bis an den dritten Teich, hier blieb sie stehen. Er schoß — und mit einem Schlage stand statt des Hirsches das graue Männchen da und packte ihn am Kragen. Ich bin ja der König! rief er. Fi was König' ein schlechter Bauernbub bist du, ich hab' damals nur keine Zeit gehabt, dich zu holen: jetzt aber bist du mein! Und damit warf er ihn in den Teich, hundert Klafter tief unter das Wasser.

Als die Königin lange vergeblich auf ihren Gemahl gewartet hatte, rief sie alle Zauberer im Lande zusammen, um ihn wieder beizuschaffen. Lange wollte es keiner unternehmen, zuletzt sagte einer, er wolle es thun, er brauche dazu Nichts, als einen Spiegel und eine Sackuhr. Mit diesen beiden Stücken fuhr er hinaus an den Teich, zog einen Kreis darum und legte die Uhr an's Ufer. Dann fing er zu beschwören an, bis das Männlein heraus kam aus dem Wasser. Es ging in dem Kreise um den

Teich herum, bis es an die Uhr kam, da blieb es ſteh'n und fragte, was das ſei? Das wäre eine Uhr, ſprach der Herenmeiſter, darin wäre etwas Lebendiges und man könne immer darauf ſehen, welche Zeit es ſei. Das Männlein hielt die Uhr ans Ohr und ſagte, es wolle ſie eintauſchen. Der Zauberer erwiederte, für den König könne er ſie bekommen; endlich wurden ſie einig, daß das Männlein den König nur einmal zeigen und die Uhr dafur kriegen ſolle. Da fuhr es hinab und brachte den armen König heraus, es ließ ihn aber nur zur Hälfte aus dem Waſſer herausſehen, damit es noch Gewalt über ihn hatte, und riß ihn dann ſchnell wieder hinunter.

Wie er es mit der Uhr gemacht hatte, ſo machte es der Zauberer nun mit dem Spiegel. Das Männlein freute ſich gar ſehr über das Glas, worin es ſich perſönlich ſehen konnte und ſagte, es hätte nie gedacht, daß es ſo ſchön ſei. Der Zauberer verſprach ihm den Spiegel, wenn es den König noch einmal herausheben und auf ſeine flache Hand ſtellen wolle.

Das Männlein willigte ein; wie aber der König auf ſeiner Hand ſaß, ward er auf einmal zum goldigen Vöglein und flog fort. Das Waſſer ſchwoll ihm nach, zwei Stockwerk hoch, doch es konnte ihn nicht mehr erreichen. Da verſchlug das Männlein im Zorn den Spiegel und fuhr hinab in den brauſenden See. Als aber der Zauberer heim kam, lag der König ſchon oben am Fenſter und hatte ſein liebes Ehgemahl im Arme.

8.

Der Vogel Phönix.

Es war ein König und der war krank und alle Aerzte kamen darin überein, daß er nicht zu retten sei, als wenn er den Vogel Phönix singen hörte. Der König hatte aber drei Söhne, die rief er vor sich und sprach zu ihnen: wer von euch mir den Vogel Phönix bringt, dem schenke ich das ganze Königreich. Da zogen sie alle drei aus und blieben zusammen, bis sie an einen Baum kamen, der an einem Kreuzwege stand. In den Baum schnitten sie alle drei ihre Namen hinein und verabredeten sich, wer zuerst zurückkehre, der solle an dem Baum warten, bis die andern kämen und sie alle zusammen zu ihrem Vater heim ziehen könnten. Dann ging jeder seines Wegs.

Als der erste ein Stuck gegangen war, begegnete ihm ein Bär, der frug ihn: wohin geht die Reise? — Was geht das dich an, sprach der Prinz und zog seines Wegs weiter, aber der Bär brummte und ließ ihn gehn.

Der zweite war noch nicht weit, als ihm derselbe Bär begegnete und ihn frug: wohin geht die Reise? — Kümmere dich um dich, sagte der Prinz, ließ den Bären stehn und ging seines Wegs weiter. Der Bär brummte etwas in den Bart und ließ ihn laufen.

Dem dritten, welcher der Jüngste war, begegnete der Bär ebenfalls und frug auch ihn: wohin geht die Reise? Da antwortete der Jüngling: Mein Vater ist krank und kann nicht

gesund werden, wenn er nicht den Vogel Phönix singen hört. Ich bin mit meinen Brüdern ausgezogen, ihn zu holen. Laß die andern gehn, sprach der Bär, und verlaß dich auf mich und setze dich auf meinen Rücken. Das that er und der Bär fing an zu laufen, daß dem Jüngling fast Hören und Sehen verging; so lief er zwölf ganzer Stunden und kam gegen die Mitte der Nacht in einer schönen Stadt an. Da blieb der Bär stehn und sprach: in dieser Stadt wohnt der König, der den Vogel Phönix hat. Geh nun in das Schloß hinein, such dir einen Dienst und sieh, daß du in das Vogelhaus dringest; da steht der Vogel Phönix in einem hölzernen Käfig und darin mußt du ihn wegtragen. Setze ihn nur ja nicht in einen andern, sonst bekommt es dir schlecht. Der Prinz that, wie der Bär gesagt hatte. Er suchte sich am folgenden Morgen Dienst im Schloß und das Glück wollte ihm und er wurde zum untersten Käfigputzer in dem Vogelhaus ernannt. Weil er aber seinen Dienst sehr gut versah, so rückte er schnell vorwärts und bekam immer höhere Stellen, bis er endlich nach dem Tode des obersten Vogelraths zum ersten Vogelrath ernannt wurde. Da dachte er, es sei nun Zeit, den Vogel Phönix zu rauben und als der König einmal auf der Jagd war, da ging er in das Vogelhaus, um sein Vorhaben auszuführen. Als er aber den schönen Vogel schon in der Hand hatte, da meinte er, der hölzerne Bauer sei doch zu schlecht, ein so kostbares Thier müsse auch in einem kostbaren Käfig wohnen und er nahm einen der prächtigsten goldnen Käfige, setzte den Vogel hinein und floh mit ihm. Kaum war er aber vor dem Thor, als der Vogel Phönix anfing, aus Leibeskräften zu schreien, als sei ihm einer mit einem Messer am Halse. Da liefen die Schloßdiener alle zusammen — der Prinz Ferdinand wurde gefaßt und in's Gefängniß geworfen. Da hatte er Zeit, über seinen tollen Streich nachzusinnen! Er bereute ihn aus Herzensgrund und rief ein über das anderemal: ach lieber Bär, hätte ich dir doch gefolgt! Da stand plötzlich der Bär vor ihm

und machte ihm Vorwürfe über seinen Ungehorsam. Ferdinand bat ihn, er möge es doch verzeihen und ihm noch einmal helfen, er wolle es ja nicht wieder thun und ihm in allen Stücken folgen. Wir wollen sehn, sprach der Bär. Wenn du morgen vor den König geführt wirst, dann sage ihm aufrichtig, daß du deinem kranken Vater den Vogel Phönix hättest bringen wollen und wenn er dir ihn gebe, dann würdest du ihm die Schönste unter der Sonne holen. Das that Ferdinand, der König war's zufrieden und der Prinz wurde losgelassen.

Als er vor das Thor des Schlosses kam, stand der Bär schon da, Ferdinand setzte sich auf seinen Rücken und fort ging's, wie der Sturmwind so schnell und wieder zwölf Stunden lang ohne Aufhören weiter. Da kamen sie vor einer andern Stadt, die war noch größer und schöner als die erste. Es war aber halbe Nacht, als sie ankamen. Da stieg Ferdinand von des Bären Rücken und der sprach: In dieser Stadt wohnt ein König, der hat drei Töchter und die Jüngste davon ist die Schönste unter der Sonne. Suche nun in das Zimmer zu dringen, wo die Prinzessinnen schlafen; du erkennst die rechte daran, daß sie die schlechtesten Kleider an hat. In diesen Kleidern sollst du sie forttragen, aber ja ihr keine schönen anziehn, denn sonst ist es um dich geschehn. Der Prinz ging in das Schloß, verdingte sich als Knecht und stieg von Stelle zu Stelle, bis er Kammerherr der Prinzessinnen wurde. Da dachte er, jetzt sei es Zeit, die Schönste unter der Sonne zu rauben, drang Nachts in ihr Zimmer, nahm sie auf seinen Arm und wollte mit ihr weggehen. Da fiel das Licht der Nachtlampe auf ihr holdseliges Gesicht und es that dem Prinzen leid, daß das schöne Mädchen so schlecht angezogen sei. Er ging hin und nahm sich prächtige goldne und silberne Kleider, die in Menge an der Wand hingen, zog die der Prinzessin an und wollte fliehn. Indem erwachte aber die Schönste unter der Sonne, und als sie sich in den Armen des Kammerherrn fand, schrie sie laut auf. Alsbald kamen ihre

Schweſtern und der König und die Königin, die in dem Zimmer daneben ſchliefen — der Prinz wurde wieder gefangen und in einen tiefen Thurm geworfen. Nun wo das Kind ertrunken war, hätte er gerne den Brunnen zugedeckt, aber das war zu ſpät. Ach lieber Bär! rief er, wer dir doch gefolgt hätte! — Ja, das ſagſt du ſchon wieder und du folgſt doch nie! rief der Bär, der im ſelben Augenblick vor ihm ſtand. Jetzt helf ich dir noch einmal und dann iſt's am Ende. Wenn du morgen vor den König kommſt, dann erzähle ihm Alles aufrichtig und ſage ihm, wenn er dir die Schönſte unter der Sonne gäbe, dann wollteſt du ihm das ſchnellſte Pferd verſchaffen. Der Prinz that, wie geſagt, und der König ſprach, das ſolle ein Wort ſein und gab ihn frei. Vor dem Thor des Schloſſes ſtand der Bär ſchon wieder und der Prinz ſetzte ſich auf ſeinen Rücken und fort ginge, ſchneller als eine Kugel fliegen kann.

Als ſie zwölf Stunden älter waren, ſtanden ſie gegen Mitternacht vor einer Stadt, die war zweimal ſo groß als die vorige. Da ſprach der Bär: geh in die Stadt und in das Schloß, da wohnt der König, der das ſchnellſte Pferd hat, das ſteht im Stall bei den andern und du kannſt es daran erkennen, daß es einen hölzernen Sattel auf dem Rücken hat, da die andern goldene und ſilberne Sättel haben. Laß ihm aber den hölzernen Sattel auf und mach keine dummen Streiche mit den andern ſchönen Sätteln, ſonſt wirſt du ſehn, was es gibt und dann helf ich dir nicht mehr. Ferdinand verſprach Alles, was der Bär haben wollte, ging in die Stadt und ſuchte am folgenden Morgen Dienſt bei dem König. Der hatte aber gerade einen Stalljungen nöthig und der Prinz ließ ſich den Dienſt ſchon gefallen. Er war auch ſo fleißig und fegte den Stall ſo ſchön rein, daß ihn der König bald darauf zum Stallmeiſter machte und da war er weit genug. Eines Abends, wo der König gerade ein großes Gaſtmahl hielt, ging er in den Stall und band das ſchnellſte Pferd los. Als er aber den hölzernen Sattel auf dem ſchönen Thiere ſah, dachte

er wieder, das sei doch Jammer und Schande, der König habe noch goldene Sättel genug und zudem könne das Pferd ja nicht sprechen; und er band den hölzernen Sattel ab und schnallte einen goldnen auf. Kaum war er aber mit dem Pferde vor der Thür, da machte es mannshohe Sprünge und schrie: Diebe! Diebe! Der Stallmeister will mich stehlen! Und da lief gleich das ganze Schloß zusammen — der Prinz wurde gepackt und in den Thurm gesperrt. Das hatte er nun davon. Er fing aber sein altes Spiel wieder an und weinte und rief: ach lieber Bär, hätte ich doch gefolgt! aber der Bär hatte sich Baumwolle in die Ohren gestopft und wollte nichts hören. Als Ferdinand nun die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch lamentirt hatte, da stand der Bär wieder vor ihm und sagte unwirsch: habe ich dir's nicht gesagt? Aber wer nicht hören will, der muß fühlen, und wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen; morgen kannst du Hochzeit halten mit des Seilers Tochter! Da fiel Ferdinand dem Bären um den Hals und sprach: ach du goldiger Bär, ich bitte dich, sei mir wieder gut und verzeih mir nur dießmal noch, ich will ja gern Alles thun, was du haben willst. Das plaudere du den Gänsen vor, aber mir nicht, sprach der Bär und wollte gehn, aber der Prinz weinte so jämmerlich, daß es der gute Bär nicht übers Herz bringen konnte und sagte: nun, ich will's denn noch einmal versuchen, aber ich sage dir, es ist das allerletztemal. Wenn du vor Gericht kommst, dann sage dem König, wenn er dir das schnellste Pferd gebe, dann wolltest du ihm den kostbarsten Stein bringen. Da ward Ferdinand wieder froh und dankte dem guten Bären aus Herzensgrund. Als er am folgenden Tag vor Gericht kam, that er, wie der Bär ihn geheißen und es ging gut, denn der König hätte schon lange gern den kostbarsten Stein gehabt und ließ ihn darum gerne los. Beim Schloß aber erwartete der Bär ihn, der Prinz setzte sich auf seinen Rücken und weg war er.

Nachdem sie sich zwölf Stunden lang Bewegung gemacht

hatten, hielt der Bär vor einem hohen Berge an und sprach: der Berg wird sich gleich öffnen und eine Stunde lang offen bleiben. Geh dann hinein und habe keine Furcht, wie viel Löwen und Tiger auch auf dich zustürzen mögen, denn sie können dir nichts anhaben. Am Ende der Höhle, in die du kommst, findest du den kostbarsten Stein auf einem kleinen hölzernen Stühlchen; nimm ihn schnell, komme gleich wieder und halte dich nur ja nicht bei den Haufen anderer Edelsteine auf, denn sonst ist es um dich geschehen und ich kann dir nicht mehr helfen, wenn du auch nur eine halbe Minute länger, als eine Stunde ausbleibst. Ferdinand gelobte, dem Bären in allen Stücken zu folgen, einige Augenblicke später aber öffnete sich die Höhle und er ging hinein. Da kam zuerst ein Löwe auf ihn zugestürzt, aber er ließ sich das nicht anfechten und der Löwe lief an ihm vorbei. Dann kamen Tiger, Wölfe, Bären und allerlei Ungeheuer, aber er ging seines Wegs weiter bis an das hölzerne Stühlchen, da nahm er den kostbarsten Stein und steckte ihn schnell in die Tasche. Jetzt wollte er eilends wieder zurück, aber da lagen überall auf seinem Wege so viele Edelsteine, daß er der Versuchung nicht widerstehn konnte und sich immer wieder bückte und alle Taschen vollstopfte. So war er bis fast an den Eingang der Höhle gekommen und da lag noch ein großer Haufen der schönsten Edelsteine. Als er sich aber hinzu bückte, bekam er von unsichtbarer Hand eine so gewaltige Ohrfeige, daß er bis fünfzig Schritt vor die Höhle flog und ohnmächtig liegen blieb. Als er erwachte, saß der Bär neben ihm und sprach: nun bedanke dich bei mir für die Ohrfeige, denn wenn ich dir die nicht gegeben hätte, dann säßest du in der Höhle, die sich nach derselben Minute geschlossen hat. Theile nun die Edelsteine und gieb dem König den kostbarsten und von jeder Sorte die Hälfte, dann bekommst du das schnellste Pferd.

Das that der Prinz und der Bär trug ihn zurück bis an das Schloß. Da ging Ferdinand hinein und gab dem Könige die Edelsteine, der König übergab ihm dafür das Pferd und der

Prinz flog darauf wie ein Pfeil durch die Luft und zu dem König, unter deſſen Töchtern die Schönſte unter der Sonne war. Als er vor dem Königsſchloß ankam, ließ er ſein Pferd draußen ſtehn, trat hinein und ſprach: Herr König, ich habe das ſchnellſte Pferd mitgebracht; kommt mit eyren Töchtern heraus und ſeht es; ich will euch eine Probe von ſeiner Schnelligkeit geben. Da freute ſich der König und kam mit ſeiner ganzen Familie heraus, aber die Töchter ſtanden zu ſeiner Seite auf dem Schloßhof. Ferdinand ſprang auf das ſchnellſte Pferd und ritt mit ihm an dem König vorbei und zu den Prinzeſſinen, die es ſtreichelten und liebkoſten. Als aber die Schönſte unter der Sonne das auch thun wollte und ganz nahe bei dem Pferde ſtand, da faßte Ferdinand ſie ſchnell, hob ſie zu ſich auf das Roß — fort waren ſie und der König hatte das Nachſehn. Anfangs ſträubte ſich die Prinzeſſin gegen Ferdinand, als er ihr aber ſagte, wie lieb er ſie habe, gab ſie ſich zufrieden und ſagte, ſie wollte keinen andern Mann, als ihn.

So kamen ſie zu dem König, der den Vogel Phönix hatte und waren ſchon miteinander eins, wie ſie es machen wollten, um zuſammen zu bleiben. Sie ritten vor des Königs Schloß und als der ſie kaum ſah, eilte er gleich heraus und begrüßte ſie freundlich. Da übergab ihm Ferdinand die Schönſte unter der Sonne und bekam den Vogel Phönix dafür. Kaum hatte er ihn aber, da ſprang die Schönſte unter der Sonne herauf zu ihm auf das ſchnellſte Pferd; er aber ſprach: wohl bekomm's Herr König! und weg waren ſie.

Als ſie ein Stück Wegs weiter waren, begegnete ihnen der Bär und der ſprach: Das hätteſt du gut gemacht, aber eile dich, daß du nach Hauſe kommſt und halte dich unterwegs nicht auf, es mag kommen, was will, ſonſt biſt du verloren. Ferdinand verſprachs, bedankte ſich bei dem Bären und ritt weiter in Luſt und Vergnügen; er hatte ja auch Alles, was er nur wünſchen konnte: die Schönſte unter der Sonne, Edelſteine von

unermeßlichem Werth, das ſchnellſte Pferd und den Vogel Phönix, wodurch er das ganze Königreich ſeines Vaters erhielt.

So gelangte er an den Baum und ſah an den Namen, daß noch Keiner ſeiner Brüder zurückgekehrt ſei. Weil es aber ein ſo ſehr heißer Tag war, übermannte ihn die Müdigkeit und er wollte ſich ſchlafen legen. Thu das nicht, ſprach die Schönſte unter der Sonne. Du weißt ja, was der Bär geſagt hat! Ei, was kann das ausmachen, ob ich ein wenig ſchlafe, oder nicht, ſagte er, und legte ſich hin.

Als er aber ſo da lag, kamen ſeine Brüder zurück, die hatten gar nichts mit zurückgebracht und waren bettelarm. Als ſie ihn ſahen und den Vogel Phönix bei ihm und das ſchöne Pferd und die Schönſte unter der Sonne neben ihm, da fraß der Neid in ihr Herz und ſie nahmen ihm Alles und banden ihn und warfen ihn in eine Löwengrube; dann theilten ſie die Dinge unter ſich und zogen heim und brachten ihrem Vater den Vogel Phönix.

Unterdeſſen lag Ferdinand in der Löwengrube und wußte jetzt, was das Schlafengehen auf ſich hatte. Keine Rippe war ihm mehr ganz am Leibe. Ach, lieber Bär, hätte ich dir nur dießmal noch gefolgt! rief er, und da ſtand der Bär im ſelben Augenblick oben an der Löwengrube und ſprach heimlich mit den heimkehrenden Löwen, ſie ſollten dem Prinzen nichts thun. Dann rief er hinab: nun, was hab ich dir geſagt? Jetzt biſt du Löwenfutter. Geſegnete Mahlzeit, ihr Herren Löwen! Da wurde es Ferdinand kalt und heiß und er rief: ach, liebſter, beſter Bär, ich war ja ſo müd! Ach verzeih mir's noch einmal! Du haſt ja ein ſo gutes Herz! Ach denk nur, die Schönſte unter der Sonne ſtirbt vor Leidweſen und Du wirſt doch nicht dulden können, daß ein ſo groß Unrecht geſchehe und meine Brüder triumphiren! — Ach was, das iſt gerechte Strafe, ſagte der Bär und that, als ob er fortgehn wollte, aber er that es doch nicht, und als Ferdinand wieder recht bat, ließ er ſich erweichen, brachte ihm Speiſe und Trank und verpflegte ihn, ſo daß er

in Zeit von vier Wochen wieder gesund wurde. Dann setzte sich Ferdinand auf seinen Rücken und der Bär eilte fort mit ihm bis an das Schloß, wo Ferdinands Vater wohnte. Da setzte er ihn ab und sprach: nun geh hinein und sieh, wie du fertig wirst; ich rathe dir nicht mehr. Da ging Ferdinand hinein und frug, ob kein Dienst frei sei? Doch wohl, sagte der Schloßmeister; ich habe gestern meinen Stallknecht fortgeschickt und dessen Stelle kannst du haben. Gut, sprach Ferdinand, und ging mit ihm in den Stall und da stand das schnellste Pferd und ließ den Kopf hängen und war ganz mager und hager, denn es hatte noch gar nichts fressen wollen. Als Ferdinand es sah, ging er zu ihm, streichelte es und sprach mit ihm. Aber kaum hörte das Thier seine Stimme, als es lustig sprang und fraß und ganz munter wurde. Das wunderte den Schloßmeister und er ging zum König, der noch immer krank war, und erzählte es ihm. Den Menschen muß ich sehn! sprach der König. Da führte der Schloßmeister den Prinzen zu ihm. Der König erkannte ihn nicht, weil Ferdinand so sehr bleich und abgezehrt aussah; aber er sprach zu ihm: da du das Pferd so schnell geheilt hast, kannst du auch den Vogel Phönix heilen, der dort im Bauer sitzt und nicht singen will, und die Schönste unter der Sonne, die am Fenster sitzt und nicht sprechen will. Wenn du das fertig bringst, dann bekommst du tausend Gulden. Da ging Ferdinand zu dem Vogel Phönix und sagte: Hänschen, sing mir ein Stückchen! Und da fing der Vogel an so wunderschön zu singen, daß der König aus dem Bett sprang und ganz gesund war. Dann ging der Prinz auch zur Schönsten unter der Sonne und sprach: Erzähle du dem König, wer ich bin und wer du bist. Da fing die Schönste unter der Sonne an und erzählte Alles und als der König hörte, daß der Stallknecht sein jüngster Sohn sei, fiel er ihm um den Hals und da war seiner Freude kein Ende. — Jetzt sage mir auch, was mit deinen Brüdern geschehn soll? sprach der König. Sie sollen aus dem Lande, sprach Ferdinand. Da wurden sie

alsbald des Landes verwiesen, aber Ferdinand hielt Hochzeit mit der Schönsten unter der Sonne und bekam das ganze Königreich.

Nach einiger Zeit schenkte ihm seine Frau ein sehr schönes Söhnchen und da fehlte ihm nichts mehr zu seinem Glück. Als er nun eines Tages mit ihr und dem Kinde am Fenster stand, da sahen sie in der Ferne den Bären kommen. Ferdinand hatte darüber große Freude, ging ihm bis in den Schloßhof entgegen und führte ihn herauf und ließ eine köstliche Mahlzeit anrichten. Der Bär aber sprach: Das Alles mundet mir nicht. Sag nur, was du haben willst und es wird gleich da sein, sprach Ferdinand. Willst du mir gewiß geben, was ich verlange? frug der Bär, und das wurde ihm fest versprochen. Gut, sprach der Bär, dann gib mir dein Kind, aber hau es mit deinem Schwert in zwei Theile, damit ich es besser verschlingen kann. Da meinte Ferdinand und seine Frau, die Erde thäte sich vor ihnen auf; sie fielen dem Bären zu Füßen und baten ihn, doch etwas Anders zu wünschen, aber der Bär blieb bei seinem Begehren. Wenn du nicht anders willst, dann müssen wir wohl, sprach Ferdinand, denn wir sind dir zu viel Dank schuldig, und seine Frau stimmte unter Thränen ein. Da holte er das Kind und legte es auf den Tisch, wandte die Augen ab und hob das Schwert; aber im selben Augenblick fiel dem Bären die Haut ab und er stand als ein schöner Prinz da. Jetzt bin ich erlöst, sprach er, und da hatten sie Alle erst rechte Freude, und um so mehr, je größer ihr Herzeleid gewesen war. Der Prinz blieb noch einige Tage bei ihnen, dann ging er nach Haus, verlief sein Königreich, kam bald wieder und baute sich ein großes Schloß neben dem von Ferdinand, und da lebten sie in Frieden und Einigkeit und da kam eine Maus und das Mährlein ist aus.

9.

Des Todten Dank.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn und handelte in die Türkei. Jedes Jahr fuhr er auf einem großen Schiff ins Morgenland, und wenn er wiederkam, war es immer mit den kostbarsten Gütern beladen. Als er nun ein alter Mann geworden war und ihm das Seereisen zu beschwerlich vorkam, dachte er, er könne es doch wohl mit seinem Sohn probiren und ihn einmal statt seiner fortschicken.

Der junge Kaufmannssohn bekam ein schönes Schiff und einen großen Beutel voll Geld und allerlei gute Rathschläge mit auf den Weg. Vor Allem aber warnte ihn sein Vater, daß er ja kein Menschenfleisch kaufen solle.

Der Kaufmannssohn segelte mit gutem Winde über das Meer und legte in der Türkei sein Schiff ans Land. Dann steckte er seinen Beutel ein und ging in die Stadt, um zu sehen, was es Gutes zu kaufen gebe. Da standen unter dem Thore eine Menge Leute und wie er hinkam, sah er den Leichnam eines schwarzen Sklaven, den hatte sein Herr da einmauern lassen, weil er ihm gestorben war, statt zu arbeiten und er ihm keinen größern Tort mehr anzuthun wußte. Wie nun der junge Mensch ein gutes Herz hatte, ging er gleich hin und fragte, ob er denn den armen Kerl nicht loskaufen könne zu ehrlichem Begräbniß. Anfangs wollte der schlimme Turke Nichts davon wissen, doch durch vieles Lamentiren und Supplieiren brachte es der Kaufmannssohn endlich hin, daß man ihm für sein ganzes Geld den Leichnam gab, den er sogleich ehrlich und ordentlich begraben ließ.

Nun kann man sich leicht denken, was der alte Kaufmann für einen Lärm anschlug, als sein Sohn mit leerem Schiff wiederkam und erzählte, für was er sein Geld ausgegeben hatte.

Er verſchwur ſich, daß er ihn nie mehr auf den Handel ſchicken wolle; doch als ein Jahr herum war, hatte ihm ſeine Frau ſo zugeredet, daß er ihn doch noch einmal gehen ließ. Als er nun wieder hinübergefahren war und in die Stadt kam, da ſah er einen großen, herrlichen Garten, darin war eine wunderſchöne Dame eingeſperrt. Er fragte ſie, wie ſie dahin komme, und ſie erzählte ihm, wie ſie auf dem Waſſer gefangen und von einem reichen Turken gekauft worden ſei; ſie werde zwar recht gut gehalten, aber gefangen ſei ſie eben doch. Gleich lief er zu ihrem Herrn und ſagte, er wolle die Dame kaufen, es koſte, was es wolle. Da half anfangs kein Bitten und kein Lamentiren, endlich kam es aber doch ſo weit, daß er ſie bekam, dafür mußte er freilich ſein Schiff verkaufen und Alles hergeben, ſo daß er gerade genug übrig behielt, um mit ſeiner Frau auf einem andern Schiff überzufahren. Sie kamen nach Haus, er getraute ſich aber nicht, ſeinem Vater unter die Augen zu treten. Er miethete ſich ein Zimmer bei einem Bekannten und ließ nur ſeiner Mutter heimlich ſagen, er wäre da. Die Mutter war bald wieder gut und ſchickte den jungen Eheleuten Eſſen und Geld und in einer guten Stunde trug ſie auch ihrem Mann die Sache vor. Der aber wollte Nichts mehr von ſeinem Sohn wiſſen. Da gab die junge Frau ihrem Mann zehn Gulden, er ſolle Das und Jenes dafür kaufen, hernach ſchloß ſie ſich mit den Sachen, die er geholt hatte, ein und ſagte, jetzt müſſe er ſie acht Tage lang allein laſſen. Als die acht Tage herum waren, hatte ſie eine wunderſchöne Schabracke geſtickt, mit der ſchickte ſie ihn auf den Markt, er dürfe ſie aber nicht anders geben, als für fünfhundert Gulden.

Als er auf dem Markt ſaß, blieb Alles ſtehen und betrachtete die ſchöne Schabracke. Auch der alte Kaufmann kam, und die Stickerei gefiel ihm ſo gut, daß er ſeinem Sohn gleich ſechshundert Gulden dafür bot; der aber ſagte: willſt du mich nicht, ſo ſollſt du auch die Schabracke nicht haben, und da war's auf immer vorbei mit der Freundſchaft. Als er nun die Schabracke

an einen Andern verkauft hatte, brachte er seiner Frau das Geld und erzählte ihr, wie es jetzt Alles ab sei zwischen ihm und seinem Vater. Da mußte er ihr für zwanzig Gulden Sachen holen und sie vierzehn Tage allein lassen. Als aber die Zeit herum war, sagte sie zu ihm: war ich mit dir bei deinen Leuten, so gehe jetzt mit mir zu meinen Leuten. Sie miethteten sich auf ein Schiff ein, die junge Frau aber holte eine Fahne herbei, die sie in den vierzehn Tagen gemacht und worein sie gestickt hatte, wer sie war und wie es ihr gegangen. Die Fahne ließ sie oben an den Mast wagen, damit Jeder gleich sehen konne, wer da komme.

Jetzt muß ich aber gestehen, daß sie eigentlich eine Königstochter war. Ihr Vater hatte drei wunderschöne Töchter gehabt, die waren ihm alle drei gestohlen worden und seit drei Jahren schon segelten des Königs Schiffe in der Welt umher und suchten. Solch ein Schiff kam nun heran geschwommen und sah die Fahne. Gleich war es da. Unter großem Piratenfest flog die Prinzessin mit ihrem Mann hinein und rasch ging es fort nach Haus zu.

Die Befehlshaber des Schiffs waren aber drei große Bösewichter, die hätten den Lohn für die Erlösung der Prinzessin viel lieber selber gehabt und so wurden sie eins, daß sie, als es dunkel wurde, den jungen Kaufmann im Schlafe beim Kopf nahmen und hinunterwarfen in die See.

Der hatte aber kaum das Wasser berührt, so war ein kohlschwarzer Kerl neben ihm, der hielt ihn, daß er nicht sinken konnte: er glaubte es wäre der Teufel. Gegen Morgen that ihn der Schwarze wieder ins Schiff und als seine Frau da war und sich grämte, weil ihr die Bösewichter erzählt hatten, wie er aus Versehen über Bord gefallen sei, ging auf einmal die Thur auf und er trat frisch und gesund herein. Die drei Mörder glaubten, er sei unbemerkt am Schiff wieder in die Höhe geklettert und stellten sich, als wenn sie sich sehr über seine Rettung freuten. Sie hauten ihm nun eine Falle und lockten

ihn darauf, daß er auf einmal durch ein Loch wieder in das Waſſer hinabfiel und diesmal kam er nicht wieder. Dann fuhren ſie mit gutem Winde weiter und landeten daheim bei dem alten König. Der hatte eine gar zu große Freude und fragte, wer denn ſeine Tochter erlöſ't habe? Das haben wir gethan! ſagten die Mörder und weil ſie der Königstochter einen Schwur abgenommen hatten, daß ſie nichts ſagen durfte, ſo wurden ſie große Männer im Land und der reichſte von ihnen ſollte die Prinzeßin heirathen. Da ſie ſah, daß es nicht anders ging, bat ſie ſich Jahr und Tag Friſt aus und als die Friſt um war, ſagte ſie, jetzt wolle ſie heirathen, vorher aber müßte ihr Bräutigam die drei Brautzimmer nach ihren Gedanken ausmalen laſſen. Es wurden nun aus der ganzen Welt die beſten Maler herbeigerufen, aber keiner konnte es ihr recht machen, immer ſagte ſie, es ſei nicht nach ihren Gedanken.

Jetzt müſſen wir wieder nach dem Kaufmannsſohn ſehen. Wie der zum zweitenmal ins Waſſer fiel, hatte ihn auch gleich der Schwarze wieder beim Arm und führte ihn mit ſich fort durch die Luft. Unterwegs aber ſagte er zu ihm, er ſehe jetzt, wie ſchlimm ſeine Sachen ſtunden, doch könne ihm noch geholfen werden, wenn er ihm das erſte Kind, das er dereinſt von ſeiner Frau bekomme, auf ſeinen zwölften Geburtstag zu eigen geben wolle. In ſeiner Noth verſprach der Kaufmannsſohn Alles und war nur froh, daß es nichts Größeres war. Der Schwarze flog noch lang mit ihm fort und ſetzte ihn endlich in ein warmes Moosbättchen, das weit, weit an dem ſteinigen Meeresufer ſtand. Da lag er nun und hatte Hunger und Durſt und dachte: ach wenn du nur ein gutes Stück Braten und einen Schoppen Wein hätteſt! Und noch hatte ers nicht fertig gedacht, da ſtands ſchon da. Als er gegeſſen und getrunken hatte, wünſchte er ſich eine Pfeife Taback, und gleich hatte er ſie im Munde. So lebte er fort, Jahr und Tag, und aß und trank zu was er Luſt hatte und betrachtete die weite Ausſicht. Nach langer Zeit endlich kam der Schwarze und fragte ihn, ob er

nicht Lebkuchenbäcker werden wolle in einer großen schönen Stadt? Er verstand sich zwar nicht auf die Bäckerei, weil er sich nie damit abgegeben, doch um nur einmal fortzukommen aus dem langweiligen Hüttchen, sagte er zu. Der Schwarze packte ihn auf, flog wieder weit, weit mit ihm fort und setzte ihn endlich in die große schöne Stadt, einem Lebkuchenbäcker vor die Thür, der gerade einen Gesellen nöthig hatte und den Kaufmannssohn deßwegen mit Freuden annahm. Der machte sich gleich an die Arbeit und die Sache ging ihm so gut von der Hand, daß man bald in der ganzen Stadt von dem geschickten Lebkuchenbäcker sprach. Sie kam auch vor den König, der ließ ihn kommen und da er großes Wohlgefallen an ihm und seinen Bäckereien fand, so sagte er: wenn er die Lebkuchen so schön malen könne mit Bildern und Verslein, so könne er vielleicht auch seiner Tochter die Zimmer ausmalen, wie sie es haben wolle nach ihren Gedanken.

Er war gern dazu bereit und malte die drei Zimmer, eins schöner, als das andere und in das dritte malte er an die Decke, wie er die Königstochter erlöst hatte und wie er verrathen worden war. Als er fertig und wieder nach Haus gegangen war, kam die Prinzessin mit dem ganzen Hofstaate zur Besichtigung. Im ersten Zimmer sagte sie, im zweiten sagte sie, es wäre recht so, aber als sie im dritten die Bilder sah, stürzte sie hin wie todt. Als sie wieder zu sich kam, fiel sie mit großem Weinen ihrem Vater zu Füßen und sagte: das habe kein Anderer gemalt, als ihr wahrhaftiger Erlöser und rechter Gemahl, und länger könne sie den Schwur nicht halten und somit gestand sie Alles.

Zugleich aber sah der König, wie die ganze Sache in dem Zimmer abgemalt war, kam in großen Zorn und ließ die falschen Diener radbrechen, von unten herauf. Im Schloß aber gab es ein großes Fest und das ganze Land mußte sich mitfreuen; der Kaufmannssohn hatte seine liebe Frau wieder und das Königreich dazu.

Er lebte von selbigem Tage an glücklich und in Freuden: seine Eltern wurden auch hergeholt und seine Frau genas eines Knäbleins, bei dem stand der alte Kaufmann zu Gevatter und es wuchs heran zu einem wunderschönen Prinzlein. Doch als das Kind zehn Jahre alt war, fiel sein Vater in Trauer, denn er gedachte seines Versprechens, das er dem Schwarzen gegeben, als er mit ihm davonflog durch die Luft.

Freilich hatte er immer den Trost: lieber König und im Schloß, als beim Teufel im Hüttchen, doch als das Kind elf Jahr alt war und ins zwölfte ging, da konnt er's nicht mehr aushalten, und gestand Alles seiner Frau. Die hatte darob noch viel größeren Jammer als er und als des Kindes zwölfter Geburtstag herankam, da legten sie es jede Nacht zwischen sich ins Bett und hielten es fest von beiden Seiten.

Als nun die letzte Nacht da war und es auf dem Schloßthurm zwölf Uhr schlug, da klopfte es dreimal ans Fenster. Die Eltern sprangen mit großem Klagen und Weinen aus dem Bett und der Vater nahm das Kind und hielt es hinaus vor's Fenster, draußen aber stand der Schwarze und fragte ihn: was er denn eigentlich glaubte und für wen er ihn eigentlich hielte, gewiß für den Teufel? Für nichts Anders, sagte der König. Da sprach der Schwarze: nein, ich bin der, den du in der Türkei hast ehrlich begraben lassen, und dir zu Gefallen bin ich noch über der Erde geschwebt, bis auf diesen Tag; jetzt magst du dein Kind behalten, ich aber will schlafen bis zum jüngsten Gericht.

10.

Der Kaisersohn und sein Pathe.

Der Kaiser Joseph war schon sehr alt und hatte noch immer keine Kinder. Da sagte er eines Tags in seiner Betrübniß

darüber: wenn er einen Buben bekäme, dann solle der ärmste Mann, der ihm begegne, bei dem Kind zum Gevatter stehn. und siehe da, es war noch kein Jahr vergangen, so hatte er schon einen kleinen Buben. Alsbald ging er aus, um einen Pathen zu suchen, und als ihm in der Stadt nur vornehme Leute begegneten, da spazierte er vor's Thor und kam in den Wald. Da fand er einen armen alten Mann mit weißen Haaren und in einen ärmlichen Kittel gekleidet; den frug er, ob er sein Gevatter werden wolle und wie er heiße? Ich heiße Joseph, sagte der Mann und will schon Pathe des Buben werden. Da war der Kaiser froh und nahm den Greis mit sich in sein Schloß und als die Taufe vorüber war, gab er ihm eine Menge Geld und sagte, wenn das alle sei, solle er nur wieder kommen. Der Greis bedankte sich und nahm Abschied von dem Kaiser, der seitdem nichts mehr von ihm hörte, noch sah.

Als der Kaisersohn älter ward, gewann er die Jagd sehr lieb. Eines Tags pürschte er im Walde, da begegnete ihm sein Pathe (den er gleich an den weißen Haaren und dem Kittel erkannte) und grüßte und frug ihn, ob er schon ordentlich schießen könne? Gewiß, antwortete der Prinz, und da gerade ein Rudel Hirsche vorbeilief, legte er an und schoß, aber es fiel nicht einer. Du kannst noch nicht schießen, sprach der Pathe, ich will dich's lehren. Und er gab ihm ein Buch und sprach, das solle er mitten auf die Brust legen, dann werde er Alles treffen und zugleich solche Stärke haben, daß ihn keiner überwinden könne. Außerdem schenkte der Pathe ihm noch einen Degen, der ihm, obgleich er sehr schwer war, federleicht in der Hand lag und womit er aus jedem Kampf siegreich hervorgehn sollte; warnte ihn aber, Niemanden zu sagen, woher er seine Stärke habe, denn sonst werde es ihm schlecht ergehn. Drittens sagte der Pathe, schenk ich dir, daß ich immer bei dir bin um dir in der Noth zu helfen, wenn du recht fest an mich denkst. Der Prinz dankte dem Pathen voller Freuden und versuchte gleich darauf sein Glück mit der Jagd. Da schoß er so viel Wild,

daß ein großer Wagen es kaum faſſen konnte. Als er damit nach Hauſe kam, wußte der Kaiſer vor Verwunderung nicht, was er ſagen ſollte und frug ihn, wo er denn ſo gut ſchießen gelernt habe und ebenfalls, wer ihm den ſchönen ſchweren Degen gegeben, den er mitbringe? Den Degen fand ich im Walde, ſagte der Prinz, und das Schießen, nun das habe ich eben gelernt. Als am andern Tage Uebung im Ringen und Kämpfen war, da warf der Prinz alle nieder, die ſich mit ihm verſuchten. Der Kaiſer war ſehr erſtaunt darüber und frug ihn abermals, woher er die Kraft habe? Das weiß ich nicht, erwiederte der Prinz, ich hab' ſie eben. Da ſagte der Kaiſer: weil du denn ein ſo ſtarker Held biſt, ſo magſt du deine Mutter begleiten und mit ihr deinen Großvater beſuchen, der weit von hier in der Fremde wohnt. Gut, ſprach der Prinz; da ward der Wagen angeſpannt und ſie reiſten ab, nachdem ſie von dem Kaiſer einen ſehr traurigen Abſchied genommen hatten. Unterwegs mußten ſie durch einen großen Wald und darin verirrten ſie ſich und kamen an ein Schloß, worin ſechs Rieſen wohnten. Als dieſe den Wagen gewahrten, ſprangen ſie hervor und ſchlugen den Kutſcher todt und wollten auch dem Prinzen ans Leben, aber der machte Fünfen gleich den Garaus und den Sechsten zwang er, die Pferde auszuſpannen und zu futtern und ließ ihm das Leben nur, nachdem der Rieſe ihm gelobt hatte, ihm als ein treuer Knecht zu dienen. Alsdann ging er mit ſeiner Mutter in das Schloß und ließ ſich's wohl ſein und blieb drei Tage da. Unterdeſſen aber verliebte ſich die Kaiſerin in den Rieſen, weil er ſo groß und ſtark war und der bereitete ſie, daß der Prinz aus dem Wege geſchafft werden müſſe. Wie fangen wir das an? frug die Kaiſerin. Stelle du dich krank, ſprach der Rieſe, und wenn er in Sorgen kommt, dann ſage, dir habe geträumt, wenn du die Zauberroſe aus dem Schloß hätteſt, welches hundert Stunden von hier liegt, und daran rocheſt, dann würdeſt du geſund. In dem Schloß waren nämlich zwölf Rieſen, alle noch viel ſtärker, als die ſechſe,

und der treuloſe Rieſe meinte, die wurden dem Prinzen die Rückkehr wohl verleiden. Während die Beiden dieß verabredeten, war der Prinz auf der Jagd. Als er nun heimkam, fand er ſeine Mutter zu Bette liegend, als ob ſie ſterbenskrank wäre. Da war er ganz untröſtlich und außer ſich vor Jammer und Leid, denn er hatte ſeine Mutter von Herzen lieb. Als er recht mitten im Weinen war, da fing die Kaiſerin von dem Traum und der Roſe an, und kaum hatte ſie das Wort aus dem Munde, als er auch ſchon dem Rieſen befahl, alsbald ein Pferd zu ſatteln, damit er die Zauberroſe hole. Der lachte in die Fauſt, daß der Anſchlag ſo gut glückte, führte bald das Pferd für und fertig vor die Thür und der Prinz ſchwang ſich auf und ſprengte davon. Als er nun hundert Stunden weit geritten war, kam er an das Schloß und kaum ſahen ihn die zwölf Rieſen, als ſie hervorſtürzten, um ihn zu tödten, aber er ſchwang ſein Schwert ſo ſchnell, daß in weniger als zehn Minuten keiner von ihnen ſeinen Kopf mehr fühlte. Dann ging er in das Schloß und das Erſte, was er erblickte, war eine wunderſchöne Königstochter, die ihm voller Freuden entgegeneilte und ihn als ihren Erretter pries. Sie erzählte ihm, wie die Rieſen ſie ihrem Vater geraubt hätten, und je mehr ſie erzählte, um ſo beſſer gefiel ſie dem Prinzen und er gefiel ihr auch ſo gut, daß ſie nicht mehr eins ohne das Andere leben konnten. Darum ſprach er: gib mir jetzt nur die Zauberroſe aus dem Garten, ich trage ſie zu meiner Mutter, und wenn ſie geſund iſt, hole ich dich ab und führe dich in mein Schloß. Da war ſie wohl ſehr betrübt, aber der Prinz that es nicht anders und nachdem er ausgeruht hatte, ritt er mit der Roſe fort. Daheim erzählte er ſeiner Mutter Alles und ſie that, als freue ſie ſich ſehr, aber in ihrem Herzen war ſie doch ärgerlich. Als der Prinz nun ſchlief, ſagte ſie dem Rieſen Alles wieder und der ſann jetzt noch mehr auf Anſchläge, den Prinzen zu verderben, weil er ſeine zwölf Geſellen getödtet

hatte. Endlich ſprach er: ſage, die Roſe habe dich nur halb geſund gemacht und es habe dir geträumt, wenn er dir ſage, wo ſeine Stärke ſei, dann wurdeſt du ganz geſund und könnteſt mit ihm reiſen. Das that die gottloſe Mutter und weil der Prinz ſie ſo lieb hatte, ſagte er es ihr auf der Stelle und das Weib klaſchte es noch vor Abend dem Rieſen, der nicht wußte, was er vor Freuden machen ſolle. Als der Prinz nun ſchlief, machte er ſich eilig über ihn und riß ihm das Buch von der Bruſt; dann packte er ihn am Genick und frug ihn, was er jetzt mit ihm machen ſolle? Der Prinz ſah wohl, daß er ganz in des Rieſen Gewalt war, darum antwortete er: mach mit mir, was du willſt. Er hatte nämlich im erſten Schreck vergeſſen, was ihm ſein Pathe zum dritten geſchenkt; hätte er daran gedacht, dann wäre er gerettet geweſen. Da griff ihm der treuloſe Rieſe in die Augen und riß ſie ihm aus, hackte ihm die Hände ab und ließ ihn ſo in den Wald und das garſtige Weib hatte gar noch ſeine Freude dran, ſo daß es den armen Prinzen verhöhnte und verſpottete.

So irrte der Prinz in dem weiten Walde umher und rannte überall an und zerſtieß und verwundete ſich ſo, daß in wenigen Tagen an ſeinem ganzen Körper kein heiles Fleckchen war. Wohl zwanzig Tage hatte er ſo im Walde zugebracht, und ſich nur von Wurzeln und Kräutern genährt, als er eines Morgens in der Ferne Hunde bellen hörte. Er kroch nach der Gegend hin und kam an das Schloß, worin die ſchöne Königstochter wohnte und mit Schmerzen auf ihn wartete. Als er Stimmen hörte, bat er ein paar Leute, die vorübergingen, daß ſie ihn unter Dach und zu mitleidigen Menſchen bringen möchten, da er gar ſchwach ſei und ſo großen Hunger habe. Da führten ſie ihn ins Schloß, wo alsbald alle zuſammenliefen, den armen Verſtümmelten zu ſehen, doch kannte ihn Niemand. Als die Königstochter aber dazu kam, erkannte ſie ihn auf den erſten Blick und ſtürzte ihm laut weinend um den Hals; dann wuſch ſie ihn und pflegte ſein mit großer Treue. Da war er wohl

auch erfreut, doch nicht ſo recht aus ganzem Herzen, denn er gedachte ſeiner verlornen Augen und Hände und wie er nun keine wackern Thaten mehr verrichten könne. Darüber ſeufzte er oft tief und ſchwer, und beſonders des Nachts, und wenn er an den Pathen gedachte. Ach lieber Pathe, was hab ich gethan! rief er da einſtens aus, alsbald ſtand der Pathe neben ihm und ſprach: nun, was hab' ich dir geſagt? Aber weil du nur aus Liebe ſo unglücklich biſt, will ich dir helfen. So ſprach er, erzählte ihm Alles von ſeiner Mutter, dann führte er ihn an den Bach, der am Schloß vorüberfloß und wuſch ihn mit dem Waſſer. Davon wuchſen ihm die Augen wieder, daß er die hellen Sterne ſah, und die Hände kamen ihm wie angeflogen. Das war eine Freude im Schloß! Am folgenden Tag wurde die Hochzeit mit Luſt und Jubel gefeiert, dann fuhr das junge Ehepaar zu dem Vater der Königstochter und mit ihm zum Kaiſer Joſeph. Der fragte den Prinzen, wo er denn ſeine Mutter gelaſſen habe? Da mußte der Prinz wohl erzählen und der Kaiſer erſchrack ſo ſehr darüber, daß er vor Schrecken und Trauer todt niederſtürzte. Das erzürnte den Prinzen über die Maßen, er ſetzte ſich mit ſeinem Schwiegervater gleich in einen Wagen und fuhr nach dem Rieſenſchloß, wo das Weib wohnte. Als die ihren Sohn ankommen ſah, fiel ſie in Ohnmacht. Der Rieſe wollte ſich zwar zur Wehr ſetzen, aber es half ihm nichts, denn er hatte keine Stärke durch das Buch erlangt, und der Prinz war jetzt doppelt ſo ſtark, wie vorher. Mit einem Schlag traf er den Rieſen, daß er zuſammenſank; dann band er das Weib mit den Füßen hinten an den Wagen und hieß den Kutſcher zufahren. Als ſie ein paar Stunden weiter waren, ſchnitt er den Strick durch und ließ ſie im Walde liegen. Er beſtieg jetzt den Thron und herrſchte lang und glücklich und ſeine Frau blieb bis in ihr hohes Alter die ſchönſte Frau von der Welt.

11.

Die Leichenfreſſerin.

Der König von England hatte eine wunderſchöne Tochter, die ſprach zu ihm: Vater, wenn ich zwanzig Jahre alt bin, ſo ſterbe ich, dann will ich hinausgetragen ſein in das alte Kapellchen vor der Stadt; da ſollt ihr mich in meinem Sarge hineinſtellen und jede Nacht eine Schildwache dabei. Wie ſie geſagt, ſo geſchahs: ſie ſtarb auf ihren zwanzigſten Geburtstag und der König ließ ihren Willen thun. Sie ward in ihrem Sarge hinausgetragen in das Kapellchen und vor den Altar geſtellt, und als es Nacht wurde, mußte eine Schildwache dabei bleiben. Als aber des andern Morgens der Soldat abgelöst werden ſollte, lag er da und war ihm das Genick gebrochen. Ebenſo ging es mit der zweiten Schildwache und mit der dritten, und zum vierten Male wollte es Niemand probiren, ob der König gleich eine große Belohnung darauf ſetzte. Damals war aber gerade am Hofe von England ein fremder Schneidergeſelle. Er war auf ſeiner Wanderſchaft dahin gekommen, und weil er ſo gut arbeitete, ließ ihn der König nicht mehr fort, ob er gleich gar dringend darum bat, weil er das Heimweh hatte. Der machte nun einen Anſchlag, wie er ſich auf gute Art aus dem Staube machen möchte und als er glaubte, es würde ſo gelingen, trat er vor den König und ſprach: Herr König, wollet mir dieſen Abend einen Säbel, eine Patrontaſche und ein Gewehr geben laſſen, ſo will ich hinausgehen und bei der Prinzeſſin Schildwache ſtehn. Darob lobte ihn der König ſehr und ließ ihm das Verlangte geben. Der Schneider ging damit ganz keck über die Straße und zum Thor hinaus; als er aber draus war, dachte er mit ſeinem Gedanken mehr an die Prinzeſſin, ſondern machte rechts um und lief fort, was er laufen konnte. Da hörte er ſich auf einmal bei Namen rufen, er hielt an

und ſah ſich um, da ſtand ein klein alt Männlein vor ihm und ſprach, er ſolle doch kein Narr ſein und fortlaufen, er gehe ja ſeinem eignen Glücke durch. Wie er das meine? fragte der Schneider. Ei, ſagte das Männchen, wenn du geſchent biſt, ſo gehſt du zurück und bleibſt heute Nacht in dem Kapellchen, ich will dir ſagen, wie du es anfangen mußt, daß du die Prinzeſſin erlöſeſt und König wirſt. Der Schneider wollte Anfangs Nichts davon wiſſen, doch endlich ließ er ſich einreden und fragte, wie er ſich dazu anſtellen muſſe, daß ihm nicht auch das Genick gebrochen wurde? Da ſagte das Männchen, er ſolle nur in die Beichtkammer der Kapelle gehn, darin läge eine Reihe von Leichen und mitten darin ſei noch ein Platz frei, da ſolle er ſich hineinlegen und ſich durch Nichts irre machen laſſen, was auch geſchehen mochte. Dem Schneider ſteckte nun das Königwerden ſo im Kopf, daß er richtig umkehrte in die Kapelle und ſich mitten zwiſchen die Todten in der Leichenkammer hineinlegte. Um eilf Uhr ſprang der Sarg auf, die Königstochter von England ſtieg heraus, kam in die Beichtkammer und fing an, die Leichen zu zerreißen und zu freſſen. Der Schneider war mehr todt als lebendig, indem er ihr ſo zuſah, wie ſie dem einen Todten ein Bein abfraß und dem andern einen Arm und die Stücke in der Kammer herumwarf. Als es aber zwölf Uhr ſchlug, ſtieg die Prinzeſſin wieder in ihren Sarg, der Deckel klappte über ihr zu und Alles war vorbei. Der Schneider ſtieg jetzt auf und ſtellte ſich auf ſeinen Poſten neben den Sarg. Des andern Morgens in aller Frühe kam der König mit dem ganzen Hofſtaat herausgefahren, freute ſich gar ſehr, daß der Schneider noch lebte und nahm ihn in ſeiner eignen Kutſche mit nach Haus. In die Kapelle ließ er aber das allerbeſte Eſſen aus der Schloßküche und ein ganzes Faß voll Wein bringen, damit der Schneider in der folgenden Nacht ſich daran ſtärken konne. Dem wurde es aber doch ganz bang zu Muth, als es dunkel wurde und er wieder hinaus mußte. Wenn du diesmal hingehſt, frißt ſie dich gewiß! dachte

er, als er vor dem Thor draus war und machte rechtsum und lief fort, diesmal aber einen ganz andern Weg, damit ihm das Männchen nicht begegnen sollte. Wer ihm aber doch begegnete, das war das Männchen. He! guter Freund! rief es ihm auf einmal zu, wohinaus so eilig? Da sprach der Schneider, diesmal gehe er nicht mehr hin, und wenn er hundertmal König werden und hundert Prinzessinnen heirathen sollte. Das Männchen sprach ihm aber gar freundlich zu, er habe jetzt die Hälfte schon vollbracht und brauche nur noch die eine Stunde auszuhalten, er wolle ihm ja sagen, wie er sich anstellen müsse, damit ihm an Leib und Leben Nichts geschehen könne. Der Schneider dachte, es wäre doch immerhin schön, wenn er schon den andern Tag Hochzeit halten könnte und ließ sich zum zweitenmale bereden. Das Männchen sprach jetzt, er solle getrost wieder hingehen und sich zwischen die Todten legen, wenn aber die Prinzessin wieder da sei und so recht gierig an einer Leiche fresse, so solle er hinter ihr vorbeischleichen, bis vor den Altar und statt ihrer in den Sarg steigen.

Und so that er's. Um eilf Uhr kam die Königstochter wieder und machte sich über die Leichen her wie ein Wolf, riß eine nach der andern von einander, warf die Gebeine in der ganzen Kirche herum und schrie dabei in Einem fort: ich krieg dich doch, du magst stecken, wo du willst.

Endlich aber blieb sie bei einer Leiche sitzen und fraß und fraß, als wenn es der beste Braten gewesen wäre. Da stand der Schneider leise auf, schlich an ihr vorbei, bis vor den Altar und legte sich in den Sarg. Mit dem Schlag Zwölf kam die Prinzessin und wollte hineinsteigen. Als sie aber den Schneider sah, fing sie an sehr zu klagen und zu bitten, es sei ja ihr Bett, er solle doch herausgehen und sie hineinlassen, daß sie schlafen könne. Als das nichts half, fing sie an aufs fürchterlichste zu toben, als wenn sie ihn auf der Stelle umbringen wollte; er blieb aber ruhig liegen und sie konnte ihn nicht anrühren. Mit dem Schlag Eins stürzte die Prinzessin

zuſammen und blieb auf dem Boden liegen und ſchlief. Der Schneider ſtand auf und ſprach: du haſt gut ſchlafen, denn du haſt dich ſatt gefreſſen, ich habe aber ſeit geſtern Mittag noch Nichts in den Leib bekommen! und ſomit machte er ſich über das Eſſen und den Wein her und ruhte nicht eher, als bis er auch auf den Boden fiel und ſchlief wie ein Sack. Des andern Morgens kam der König mit dem Hofſtaat herein, da lagen ſie alle zwei auf der Erde, das Eine da und das Andere dort und ſchliefen als ſollten ſie nicht wieder aufſtehn.

Als nun Hochzeit gehalten war, und der Schneider zum erſtenmale bei der Prinzeſſin lag, da fürchtete er ſich ſo vor ihr, daß er aus dem Bett ſpringen wollte, wenn ſie nur einen Finger bewegte. Ei du Narr ſprach ſie, bleib nur, ich thu dir ja Nichts, ich hab auch die Leichen nicht gefreſſen, es mußte dir nur ſo vorkommen. Da fürchtete ſich der Schneider nicht länger und gab ihr einen herzhaften Kuß. Sie lebten lang und glücklich beiſammen und bekamen viel ſchöne Kinder.

12

Der Traum des Wolfs.

Der Wolf lag eines Nachts in einem Loche, da klang es ihm im linken Ohr. Aha, dachte er, das bedeutet eine gute Mahlzeit, und als es Morgen geworden war, ſtand er auf und machte ſich auf den Weg. Da kam er auf eine Wieſe, wo zwei Widder weideten und er ging zu ihnen und ſprach: einen von euch muß ich freſſen. Die zwei Widder ſprachen: wenn das ſein muß, dann können wir nichts dawider machen; aber du biſt ein guter Landmeſſer und da könnteſt du doch vorher die Weide abmeſſen, wie viel jedem von uns gehört; dann giebts keine Erbſtreitigkeiten. Das ſoll geſchehn, ſprach der Wolf, dem das ſchmeichelte, und er ſchnuffelte und lief rund um die Wieſe herum und ſtellte ſich dann in die Mitte. Die Widder ſtanden aber an den zwei Enden. Hier iſt die Mitte! ſprach der Wolf; lauft nun auf mich zu, dann werdet ihr ſehen, daß ich recht gemeſſen

1829

habe! Da liefen die Widder auf ihn zu und stießen ihn so unsanft mit den Hörnern, daß ihm der Appetit nach ihnen ganz verging und er für todt liegen blieb.

Als er sich ein wenig erholt hatte, ging er weiter und kam an einen Bach, da lag eine Sau mit sieben Jungen. Da sprach er: Sau, ich muß eins von deinen Jungen fressen. Wenn das sein muß, sprach die Sau, dann kann ich nichts dawider machen. Sie sind aber noch nicht getauft und da kein Pfarrer da ist, so könntest du sie doch alle vorher taufen; als frommer Christ kannst du nicht wollen, daß eins ohne Taufe stirbt. Dem Wolf gefiel es, daß er im Geruch der Frömmigkeit stand und er ging mit der Sau an den Bach, um Wasser zu holen: als er sich aber bückte, da gab ihm die Sau einen kräftigen Stoß — plumps! lag er im Bach und konnte von Glück sagen, daß er nicht ertrank. Da war ihm auch der Appetit nach Ferkelfleisch vergangen.

Was nicht ist, kann noch werden! dachte er, als er wieder an Land gekommen war und ging aufs nächste Dorf zu. Da standen sieben junge Geischen vor einem Backofen und meckerten, daß es eine Art hatte. Eins von euch muß ich fressen! sprach der Wolf. Muß ist ein bitter Kraut, sprach eins von den Geischen; aber wenn es nicht anders ist, dann könntest du uns vorher noch einen Gefallen thun. Was ist das? fing der Wolf. Wir üben uns hier im Singen und da du ein so guter Sänger bist, könntest du uns einigen Unterricht geben. Gern, sprach der Wolf und fing an, so laut zu heulen, daß alle Bauern aus dem Dorfe zusammen liefen und ihm das Fell so zergerbten, daß ihm die Lust nach Geisenfleisch verging.

Da ging er in seine Höhle zurück und war sehr betrübt und sprach zu sich selbst: mein Vater war kein Landmesser, drum kann ich auch keiner sein; mein Vater war kein Pfarrer, drum kann ich auch keiner sein; mein Vater war kein Sänger, drum kann ich auch keiner sein und kann mein Brod nicht verdienen. Und darüber war er so trostlos, daß er sich hinlegte und starb.